

László Krasznahorkai

**Im Norden ein Berg,
im Süden ein See,
im Westen Wege,
im Osten ein Fluss**

Übersetzt von Christina Viragh

Zweimal hat ihn niemand gesehen.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds e.V. für die Unterstützung dieser Arbeit.

II.

Der Zug lief nicht auf Schienen, sondern auf einer einzigen, immensen Messerschneide, und der ausbalancierte, ungute Irrsinn der städtischen Verkehrsordnung und ein panisches inneres Zittern, wie es die Ankunft mit der Keihan-Linie bedeutete - das war also der Anfang: nach Shichijo im Fukuine-Viertel auf der Seite des einstmaligen, spurlos verschwundenen Rashomon aussteigen, auf einmal andersartige Gebäude, andersartige Strassen, als wären plötzlich Formen und Farben verlorengegangen, er spürte, dass er aus der Stadt draussen war, alles in allem nur eine Station, doch er war aus Kyoto draussen, auch wenn es sein tiefstes Geheimnis, und schon gar nicht so unvermittelt, natürlich auch hier nicht preisgab, also draussen im Süden, Südosten von Kyoto, da war er, und von da machte er sich auf, durch enge, labyrinthartige Gassen, bog einmal nach links ab, kam wieder auf die Gerade zurück, dann wieder nach links, am Ende hätte er ganz verunsichert sein müssen, war er eigentlich auch, blieb trotzdem nicht stehen, erkundigte sich nicht, fragte nicht nach dem Weg, sondern im Gegenteil, er ging ohne herumzufragen weiter, er grübelte nicht, er zögerte an keiner der Ecken, wo es weitergehe, denn etwas flüsterte ihm zu, er würde sowieso finden, was er suchte, menschenleere Strassen, die Geschäfte geschlossen, jetzt stellte sich heraus, dass er gar nicht hätte nach dem Weg fragen können, da alles irgendwie ausgestorben war, als wäre irgendwo ein Fest, oder ein Unheil – jedenfalls war es woanders, weit von hier, dort, von wo aus gesehen dieses kleine Viertel niemanden interessierte, alle, die hier gewesen waren, waren weggegangen, alle samt und sonders, nicht einmal ein entlaufenes Kind, oder ein Teigwarenverkäufer, oder hinter einem vergitterten Fenster ein regloser, beobachtender, dann rasch zurückgezogener Kopf, wie man es an einem solchen sonnigen, stillen späten Vormittag erwarten könnte, er war allein, stellte er fest und bog nach links ab, ging dann wieder geradeaus, und da merkte er, dass er seit einer Weile am Steigen war, dass die Gassen, die er einmal links, einmal geradeaus nahm, dass die seit einer Weile anstiegen, wobei er nichts Genaueres hätte sagen, nicht hätte behaupten können, hier oder dort beginne ein Steilstück, es war eher ein Gewährwerden, ein deutliches Gefühl, dass das Ganze seit einer Weile mit ihm zusammen anstieg – so gelangte er zu einer langen Umfassungsmauer, links von ihm, schmucklose Mauer, Lehm auf einem Bambusgerüst, weiss getüncht und oben drauf ein etwas verblichenes türkisblaues Ziegeldach, lange Zeit führte der Fussweg da

entlang, und nichts geschah, man sah nicht über die Mauer hinweg, dafür war sie zu hoch, kein Blick möglich auf das, was innen war, nicht einmal ein Fenster, ein Türchen oder ein Spalt, während er da ging, und als er dann zu einer Ecke kam, bog er nach links ab, danach führte der Weg wieder eng an der Mauer entlang, bis er auf einmal aufhörte, die Gehrichtung mündete direkt in eine feine, leichte und wegen ihrer Feinheit und Leichtigkeit beinahe schwebende Holzbrücke, überdacht von einem Zypressenrindendach und gezimmert ebenfalls aus Zypresse, zu Vollkommenheit polierte Säulen und darauf ein weicher, schon regenverwaschener, unter den Schritten hin und wieder sachte schwingender Holzboden, und unten auf beiden Seiten: die Schlucht, und alles ganz grün. Unten war das kleine Tal völlig überwachsen und auch auf seinen Abhängen ringsum dichtbelaubte Bäume, frisches Laub von Ahorn und Eiche und wildes, undurchdringliches Gesträuch, vorn auch, dort, wohin der Brückenausgang wies: Grün auf tobendes Grün, überall.

Nach dem Bogenschlag über das Tal hinweg hörte die Brücke auf, doch damit begann nichts Neues, sondern die Mauer ging weiter, schmuckloser, weissgetünchter, dicker, massiver Lehm, und obendrauf zwei Reihen türkisblauer Hohlziegel; er ging ausdauernd weiter, auf der Suche nach dem Eingang, während er das Gefühl hatte, dass diese seltsame Länge, die unerschütterliche Geschlossenheit und Unverändertheit der Mauer hier zu seiner Linken nicht einfach zur Kennzeichnung eines riesigen Grundstücks dienten, sondern auch wissen liessen: das ist keine Umzäunung, sondern das innere Mass von etwas, dessen Erscheinungsform als Mauer den Ankömmling bloss warnen soll: dass er bald andere Masseinheiten brauchen wird als solche, an die er gewöhnt ist, und dass andere Proportionen als solche, die bisher sein Leben einschlossen, bestimmend sein werden.

III.

Das Tor fand er nicht dort, wo er es erwartet hätte, und als er gewahr wurde, dass er ins Innere gelangte, da - war er schon drinnen, man merkte nicht, wie man hindurchgelangt war, man war auf einmal da, und gegenüber, vor einem, erhob sich plötzlich das Nandaimon genannte riesige Torgebäude, schon innerhalb der Mauer, inmitten des Hofes, vier Paar umfangreiche, mächtige, glattpolierte Hinokisäulen auf einem Steinsockel, und auf ihnen ein Doppeldach, an den Kanten sachte geschwungen, zwei Dächer übereinander, irgendwie so, als hätte es einen Augenblick gegeben, den Anfang und das Ende eines Augenblicks, da zwei riesige, an den Rändern schon etwas angesengte Herbstblätter hintereinander herunterschwebten und dann von diesen beiden nur das eine landete, dieses eine aber ganz und gar, bereits zum Stillstand gekommen auf dem Säulengebälk, während das andere noch unterwegs schien nach unten, in der perfekten Symmetrie der Luft, die gleichsam mit der enormen Kraft eines ungeheuren Atemzugs nicht gestattete, dass seine Bewegung aufhörte und es sich auf seinem Gefährten niederliess, es wurde also in der Schwebelage belassen, das untere schon fest auf den Säulenkapitellen, während das andere noch oben war, zwei Dächer haargenau übereinander im perfekten Zusammenspiel komplizierter Konsolen, und unten die vier mächtigen, zu vollkommener Feinheit polierten Säulen, und das Ganze stand unerklärlich da, denn: was ist das für ein Tor, das von einem ringsum geräumigen freien Hof umgeben wird, so dass man um es herumgehen kann wie um ein Gebäude, denn genau in die Mitte dieses geräumigen freien Hofes hatte man es bauen wollen, hatte es auch gebaut - was für ein Tor, das völlig allein für sich dasteht in einem sauberen, eckigen, stillen Raum, und das zwar seiner Form nach durch und durch ein Tor ist, seiner Platzierung nach aber eher ein Rätsel, denn wovon es eigentlich das Tor ist, verrät es nicht, als stimmte da etwas nicht, entweder am Tor oder an den Augen, die es betrachten, doch der Gedanke, der dieser Planung zugrundelag, war so offensichtlich von einer Disziplin bestimmt gewesen, dass jetzt ein paar Augenblicke genügten, damit klar wurde: diese monumentale Konstruktion ist zwar ein Tor, aber ein andersartiges, ein Tor, das den Ankömmling von einer anderen Richtung erwartet und in eine andere Richtung lenkt, anderswoher anderswohin, so wie es ganz für sich in einem leeren Hof steht -, vier Paar riesige Säulen, zwischen ihnen, ursprünglich dazu verurteilt, fast auf immer geschlossen zu bleiben, drei Paar Torflügel, und auf die Säulen hatte sich also ein gigantisches, an den Kanten sachte

geschwungenes doppeltes Dachsystem heruntergelassen, ein Tor, zwischen dessen Säulen die rechts aussen befindliche der drei Öffnungen, der drei Paar gewichtigen, zum Verbarrikadieren der drei möglichen Wegrichtungen bestellten und aufgehängten Torflügel jetzt eingebrochen war: der eine Torflügel hing halb abgerissen von seiner Bronzehalterung, verdreht, eingedrückt, abgesackt, tot.

IV.

Dem Enkel des Prinzen Genji wurde unterwegs schlecht, und er musste erbrechen. Er war allein gekommen, ohne Begleitung, niemand konnte ihm beistehen. Gern hätte er die Hauptstrasse verlassen, doch von der Keihan-Linie aus musste er noch ein Stück auf der Honmachi-dori gehen, um dann in die erste Seitenstrasse abzubiegen. Dort konnte er nach ein paar Schritten nicht mehr, stützte sich mit der linken Hand an eine Wand, beugte sich vor und begann zu würgen, während es ihn am ganzen Körper schüttelte.

V.

Es hatte natürlich schon etwas Labyrinthartiges, wie die schmalen, kurzen Gassen fortwährend ineinanderliefen, wieder auseinandergingen und dann nach ein paar Gebäuden aufhörten, worauf eine Ecke kam, wo man abbiegen musste, und da war wieder eine Gasse nach links oder nach rechts, doch auch diese wie die vorherige knapp und kurz bemessen, alles in allem einige wenige einander gegenüberstehende Häuschen, und schon war das Ganze fertig und ging in eine andere Gasse über, etwas Labyrinthartiges, natürlich, aber gleichzeitig überhaupt nichts Beängstigendes, noch weniger etwas Vergebliches, eher etwas Spielerisches, ein schwebender Wirrwarr in der Struktur dieser Gassen, und so wie die fein gearbeiteten Zäune und die von winzigen Regendächern geschützten Gitterschiebetüren und darüber das frische Grün des da und dort heraushängenden Bambus oder das hingehauchte, silbrige, an ein aufsteigendes Feuerwerk erinnernde Nadelwerk einer Tränenkiefer, von zwei Seiten, wie in einem Spiegel, so wie sich das alles dicht über den Fussgänger neigte, schien es ihn zu schützen, zu schonen, ihn als Gast zu behandeln, das alles, die enggefügt Zäune und geschlossenen Tore, die Bambuszweige und das Tränenkiefergrün, oder vielmehr gab es dem, der sich hier näherte, gleich zu verstehen, dass ihm Sicherheit gewährt werde, dass ihm hier nichts zustossen, kein Unglück geschehen könne, er solle einfach zwischen diesen Häuschen ruhig weitergehen und sich an den heraushängenden Bambuszweigen oder an dem hauchartigen Nadelwerk der Tränenkiefer freuen, er solle ruhig weiter hinaufspazieren und den Blick zuweilen auf der atemraubenden Blüte einer Magnolie ruhen lassen, die an den kahlen Ästen eben ihre mächtigen Kelche in der vollkommensten Schönheit des schimmernden Weiss geöffnet hatte, er solle zulassen, dass sie ihn ablenkten von dem, dessentwegen er gekommen war, dass seine Gedanken zerstreut wurden durch die beinahe schon explodierenden Knospen an den hier und dort aus den winzigen Vorgärten auftauchenden Pflaumenbäumen.

VI.

Von weitem waren die Wagen des Keihan-Zugs, mit dem der Enkel des Prinzen Genji fuhr, noch nicht zu sehen, doch bis zur Ankunft dauerte es keine Minute mehr. Auf dem Bahnsteig der Station wartete niemand, der Eisenbahnbeamte war noch nicht aus seinem Dienstraum hervorgekrochen, er hockte drinnen und beobachtete die elektronische Tafel, die den Weg der sich nähernden Züge anzeigte, notierte im Dienstbuch, was es zu notieren gab, auf dem Bahnsteig draussen niemand, nur leichter Wind, der hin und wieder vor dem Stationsgebäude hindurchhuschte, um im letzten Augenblick, damit kein Haar, kein Tabakbrösel liegenblieb, noch reinezumachen, um den Steinboden des Bahsteigs freizublasen, damit alles sauber sei auf dem Weg dessen, der dann diesen Steinboden betreten würde, hin und wieder der Wind, sonst nichts, und zwei eng nebeneinander gestellte oder eher nebeneinander vergessene wacklige Getränkeautomaten, die in einer Ecke des Gebäudes, auf der rechten Seite, mit zwinkernden Linsen lockten, man solle heissen oder eisgekühlten grünen Tee trinken, solle heisse oder eisgekühlte Schokolade trinken, solle heisse Algensuppe oder eisgekühlten Miso trinken, das rote Zwinkern auf dem einen bedeutete heiss, das blaue Zwinkern auf dem anderen bedeutete kalt, man konnte wählen, drücken Sie und trinken Sie, sagten die blinkenden Linsen auf den Getränkeautomaten – und der ganz laue, leichte, samtige Wind, damit wirklich alles so sauber wie möglich war, wenn er ausstieg.

VII.

Weiter oben, in der Nähe der über den Abgrund führenden kleinen Holzbrücke, doch auf der gegenüberliegenden Seite, stand in der Mitte einer freien Lichtung ein riesiger Ginkgo. Im Geflecht der Gassen war das wohl der einzige freie Raum, auch dieser natürlich nur so gross, wie es gerade noch ging, damit der uralte Baum leben konnte, damit er Luft und Sonnenlicht bekam und seine Wurzeln unter dem Erdrich ausbreiten konnte. Alle anderen Pflanzen in den aufwärts führenden Gassen des Fukuine-Viertels gehörten zu etwas oder zu jemandem: waren der Besitz, der Schmuck, die Zierde, der umhäschtelte, gepflegte Schatz dieses oder jenes Eigenheims, neigten sich mit blühenden oder knospenden Zweigen aus den winzigen, sauberen Vorgärten heraus, tauchten mit immergrünem Laub neben den Regendächern der kleinen, versteckten Tore auf oder liessen durch die Ritzen zwischen den regelmässig gefügten – und für den Fussgänger dauernd schwindelerregend vibrierenden Zaunlatten - ihre kühle Ruhe ahnen, nur er, der Ginkgo gehörte zu nichts und niemandem, stand für sich allein auf der Lichtung, als könnte er gar nicht festgemacht werden, gar nicht zu etwas gehören, ein ungezügelt, wildes, gefährliches Wesen, das sich in der Distanz über alle Gebäude und Dächer und Bäume erhob, und im ungewohnt milden Frühling schon mit der vollständigen, frischen Krone, den im leichten Wind seufzenden, seltsamen fächerförmigen oder wegen ihres Einschnitts in der Mitte vielmehr an Herzen erinnernden Zehntausenden von Blättern an seinen Ästen, er, dieser Ginkgo, die erstarrte, unermessliche Tiefe der Erdzeitalter hinter sich und nur ein Shinto-Seil mit den Papierbändern um seinen dicken Stamm duldend, und unten, an seiner Seite das wilde Gestrüpp eines Stechpalmenstrauchs, er war also der einzige, der sich aus dieser geruhsamen Welt heraushob und auch von unten deutlich sichtbar war, wie ein Turm, denn sonst schien das eine dem anderen Versteck zu gewähren, das eine Haus dem andern, die vordere Gasse der hinteren Gasse, nur er, der mächtige und zwischen allen Pflanzen erschreckend fremde und unerklärliche Ginkgobaum erhob sich unübersehbar, als wäre er direkt aus der dunklen Kreidezeit hierhergelangt, aus der riesigen Ferne seiner angestammten Zeit, der Kreide, so dass auch derjenige ihn bemerken musste, der von unten heraufblickte, von unten, von der Station, wenn er nach seiner Ankunft auf der Suche nach der richtigen Richtung um sich blickte.

VIII.

An der ersten Station nach Shichijo stieg niemand aus dem Keihan-Zug, stieg niemand ein, der Zug war stehengeblieben, die Türen gingen automatisch auf, gingen nach ein paar Sekunden zischend wieder zu, der Stationsvorsteher hielt die Kelle hoch, warf dann links und rechts einen Blick den menschenleeren Bahnsteig entlang, drückte an der Schalttafel auf den Knopf, und am Ende verneigte er sich langsam, tief und zeremoniell vor dem leeren Zug, während dieser leise aus der Station ausfuhr, um seinen Weg fortzusetzen: hinunter, Richtung Uji, nach Süden.

IX.

Oben auf dem Hügel, über dem Doppeldach des Klostertors erschienen am bis dahin heiteren, hellblau strahlenden Himmel unversehens ein paar riesige, dunkle, dräuende Wolken, als hätte sich plötzlich eine mörderische Horde auf eine stumme, reglose, gleichgültige Bühne gestürzt, im einen Augenblick noch der strahlende Himmel, im anderen schon – und dahinter ein fürchterlich starker Wind - diese aus Nordost kommende, düstere, gewichtige, sich ausbreitende Masse, deren Grösse unvorstellbar war, da sie immerzu wuchs, auf unvorhersehbare Art anschwell, aufquoll, wirbelnd und strömend, einige Minuten, und schon war der ganze Himmel bedeckt, denn es war der höllische Sturm, der die schwarze, tödliche Masse anpeitschte, verfolgte, vor sich hertrieb, prügelte, stiess und schob, so dass es bald dunkel wurde, und still, die Vögel in der Umgebung waren verstummt, der leichte Wind hatte aufgehört, und dann gab es einen Augenblick, da alles stehenblieb, einfach: es kam ein Augenblick, da die Welt stehenblieb, und während dieses einen Augenblicks hörte das Vibrieren der Blätter auf, hörte das elastische Schwingen der Zweige auf, hörte aber auch das Fliessen drinnen in den Gefässen der Stämme und Stiele und Wurzeln auf, ein Ameisenvolk, das bis dahin unablässig seine Habe quer über einen Pfad getragen hatte, stockte, ein Kiesel, der gerade ins Rollen gekommen war, rollte nicht weiter, die Holzwürmer in den Säulen und Konsolen hielten inne, ein Rattenjunges hinter den mächtigen Kohlköpfen des Gemüsegartens bremste und hielt den Kopf hoch, mit einem Wort, alles, Tier und Pflanze und Stein und alle heimlichen inneren Vorgänge, alles war für einen Moment in seiner Existenz aufgehoben – damit dann der folgende Moment komme und alles weitergehe, wo es aufgehört hatte, die Ratte sich wieder über den Kohl hermache, der Holzwurm an seinem Gang weiterrage, der Kiesel ein bisschen weiterrolle, und wirklich kam alles in Bewegung, das Fliessen in den Stämmen und Stielen und Wurzeln, das Schwingen der Zweige und das vibrierende Spiel der Blätter, die ganze Welt kam wieder in Schwung, in der Umgebung begannen zuerst vorsichtig, dann schon aus voller Kehle die Vögel zu zwitschern, oben lichtete es sich, der düstere Himmel begann sich von Nordosten her zu klären, und die schweren Wolken, im Rücken den schauerlichen Sturm, rasten wie wahnsinnig nach Südwesten weiter, schon war das Unmässige des vorherigen Gewölks kaum mehr zu glauben, man sah nur noch sein Ende, seine Nachhut, dann nur noch einen Fetzen, einen zerfransten, unheilvollen Lappen am Himmel, der jetzt – als wäre gar nichts geschehen – wieder in

seinem früheren Blau badete, die Sonne schien, keine Spur mehr jenes wilden Sturmwindes, ja, zwischen den Torflügeln erhob sich wieder der laue, leichte Wind und versuchte sich auch gleich am rechten Flügel, doch der, abgesackt, abgerissen, mit dem ganzen Gewicht oben von seiner Bronzehalterung hängend und in der Geschichte der einstigen Zerstörung erstarrt, wie er war, erwies sich als unverrückbar, und ja, auch dieses Lüftchen strich nur gerade über ihn hin, wollte bloss neckisch wissen, wie schwer er wohl war, lief dann weiter, hinaus in den freien Raum des Hofes, um dort herumzurennen und darauf sein seltsames Werk von neuem zu beginnen.

X.

Der Enkel des Prinzen Genji stand vor dem Grossen Tor und zog aus einer verborgenen Tasche seines Kimono ein weisses Tuch hervor. Er öffnete die sorglich zu Gleichkantigkeit gefaltete, hauchfeine Seide und betupfte damit seine Mundwinkel, um den dort angesammelten Speichel aufzusaugen.

Er fühlte sich immer noch schwach, es wäre gut gewesen, sich irgendwo auszuruhen.

Er blickte zum Himmel auf.

In den vergangenen tausend Jahren waren vielerlei Winde darübergangen.

Es gab den Tagwind und den Nachtwind, den Wind der Morgendämmerung und den Wind des frühen Abends, es gab den Wind, der Schnee brachte, oder Hitze, den Wind, der mit dem Frühling kam, oder mit dem Herbst, es gab den sachten, verspielten Wind und den gefährlichen, zerstörerischen, innerhalb der zwölf Windstärken der Beaufortskala gab es Abertausende, man hätte sich vielleicht sogar dranmachen können, sie aufzuzählen und zu systematisieren, gab es doch die vorherrschenden Winde und die plötzlichen Böen, die turbulenten und die gradienten Winde, die geostrophischen Winde, die zyklischen und die antizyklischen Winde, und so weiter, so war das in den vergangenen tausend Jahren gegangen, innerhalb der zwölf Provinzen des Beaufort kamen und gingen sie die ganze Zeit, der eine verfolgte, hetzte, trieb den andern, es kamen die Passatwinde und die Antipassatwinde, kamen die Bodenwinde und die Höhenwinde, gab es oben in unerreichbarer Ferne den Jet-Stream, unten hingegen den sehnlich erwarteten oder höchst gefürchteten Meerwind, es gab sie auf dem Festland und sogar in den Höhlen, es gab sie in der Achse der Flussströmungen, es gab sie auch im herbstlichen Garten, wirklich überall, in den unglaublichsten Arten und Stärken, aus den unvorstellbarsten Richtungen, doch in Tat und Wahrheit gab es – unbenennbar, unaufzählbar – nur dies, dass sie immer da waren, sogar noch bei Windstille – und doch nicht da waren, denn wenn sie kamen, kam nichts, wenn sie gingen, blieb nichts von ihnen zurück, weder bei Wind noch bei Windstille: unsichtbar, wenn sie kamen, unsichtbar, wenn sie gingen, und aus dieser fatalen Unsichtbarkeit brachen sie nie aus, es gab sie und gab sie doch nicht, man konnte wissen, dass sie da waren, wusste auch wo, man sah, wie die Blätter an den Bäumen flatterten, man sah, wie sie eine Baumkrone abschraubten, man sah sie am aufgewirbelten Staub, am zugeschlagenen Fenster, am hochgejagten Strassenschmutz, man konnte sie hören, wie sie flüsterten und säuselten und weinten und piffen und

heulten und brüllten und leise wurden, zu einer leichten Brise: auch ein Gesicht spürte, wie es gestreichelt wurde, oder eine Stieglitzfeder, die an einem Zweig zitterte, spürte es, mit einem Wort, man sah es der Welt an, und hörte es und spürte es, dass sie da waren, bloss gab es sie irgendwie doch nicht, man spürte, dass alles auf sie hinwies, Bewegungen und Töne und Düfte, aber auf sie zeigen, dort, das sind sie, konnte man nicht, denn ihr Sein spielte sich im gespenstischen Bereich reiner Mittelbarkeit ab, denn sie waren mit den Händen zu greifen und doch nicht zu fassen, denn sie waren gegenwärtig und doch unerreichbar, denn sie waren das Sein selbst und waren vom Sein doch ausgeschlossen, beziehungsweise sie kamen so nah ans Sein heran, dass sie mit ihm identisch wurden, und das Sein ist nie sichtbar, und so mochten sie dagewesen und nicht dagewesen sein, es blieb so oder so nie etwas von ihnen zurück, nur die Sehnsucht, dass sie kommen mögen, nur die Angst, dass sie kommen werden, nur die Erinnerung blieb, daran, dass sie dagewesen waren, doch das Schmerzhafteste war, dachte zum Himmel blickend der Enkel des Prinzen Genji, dass all die, die einmal hiergewesen waren, nie wiederkamen.

XI.

Hinter der Torkonstruktion, in genau zweimal zehn Ken Distanz, in der Mittelachse des Hofes, also genau auf der Achse des ersten, des Nandaimon genannten Tors, stand ein zweites, Chumon genannt, gegen das Nordende des Hofes hin, aber immer noch in den offenen freien Raum gestellt, und nicht etwa als Spiegelbild des ersten, nicht einfach als Verschiebung nach hinten, als Wiederholung, sondern vielmehr als seine Erhöhung, dank der Verdoppelung des Gewichts mit denselben Mitteln auf derselben Achse, und hier wurde das Ankommen, das Eintreten zur Aufgabe, nämlich dass man nach dem Überschreiten der hohen Schwelle des ersten, des Nandaimon genannten Torgebäudes, dieses zweite Tor nunmehr schon als Ort des Gebets verstehe, als Ort der Befreiung, als Mahnmal dafür, dass man über die niederträchtige Geschichte der menschlichen Existenz hinaus zum auserwählten Subjekt von Fragen würde, in denen der Bezug auf den Menschen nicht mehr aufschien, ein Ort, wo auch die Hinokisäulen umfangreicher, kräftiger bemessen waren und auch höher hinaufreichten, da sie auf ihren unüberblickbar komplizierten Konsolen eine grössere, viel grössere Last zu tragen hatten als das erste Tor, denn wenn das dortige auf den Säulen lastende Doppeldach riesig zu nennen war, dann liess sich kaum mehr mit Worten ausdrücken, wie das hier, diese zweite Dachkonstruktion, wie gross die in Wirklichkeit war, denn gross war auch sie, riesig war sie und mächtig, so wie sie sich aus der Luft heruntergelassen hatte, und in diesem Sich-Herunterlassen war auch sie, so wie die erste, teilweise in der Luft geblieben, doch gleichzeitig ging mit diesen grösseren, mit diesen riesigeren, diesen mächtigeren Ausmassen eine fast unaussprechliche Leichtigkeit einher, ja, diese Leichtigkeit hatte jede einzelne Säule, jeden Balken der Konsolen, jedes Element des Doppeldachs gleichsam durchtränkt, so den betörenden Rhythmus der gewölbten Lehmziegel und die hinreissende Schönheit der an den vier Ecken nach oben geschwungenen Dachbögen, alles vom First bis zur Schwelle war davon durchtränkt, kein Wunder also, dass unter ihm der Ankömmling das Gefühl hatte, in Sicherheit zu sein, beschirmt und geschützt, das Gefühl, eine Zuflucht gefunden zu haben, da nun etwas ganz Grosses über ihm ausgebreitet war, ein erschreckend, ein hinreissend schöner übermächtiger Flügel, der sich auch schon anschickte, da die Zeit fast gekommen war, dieses Ganze, dieses Grosse, in die Höhe zu heben.

XII.

Da ein Kairo, ein als Umfassung dienender Korridor, fehlte, schloss die neue, das ganze Klostergebiet umzäunende Mauer den ersten Hof zu einem mächtigen Viereck ein, so, als wäre das schon die gesamte Anlage, und hier, in der Mitte des hinteren Mauerstücks, das heisst in der Fortsetzung der Achse des Nandaimon und des ohne Kairo gebliebenen Chumon, stand ein nun tatsächlich direkt in die Lehmmauer geschnittenes, um etliches kleineres und bescheideneres Tor, das einerseits das letzte in der Reihe war, andererseits wirklich als Tor diente, das heisst, auch im alltäglichen Sinn des Wortes hatte es die Aufgabe, den Ankömmling in den nächsten Hof einzulassen, wo der Raum weitgehend so wie der vorherige in der freien, offenen Form eines Vierecks dalag, doch hier erhob sich links auf der überaus sauber gehaltenen, mit weissem Kies bestreuten Fläche eine dreistöckige Pagode mit ihrem typischen dreifachen Flügeldach, ein ursprünglich die heiligen Reliquien des Buddha bewahrender, in Wirklichkeit die persönliche Anwesenheit des Buddha verheissender, herbeisehnender Holzturm von edler Bauart, der keinen wirklichen Eingang, keine einzige echte Tür hatte, nirgends das geringste Anzeichen einer wirklichen Öffnung, nur blinde, blicklose Fenster, blinde, nicht zu öffnende Türen, also ein völlig geschlossener drei Stockwerke hoher Bau, den niemand betreten konnte und aus dem man auch auch nie herausgekommen wäre, denn es war tatsächlich das Haus des Buddha, seit tausend Jahren von keinem Menschen gestört, von keinem Menschen angetastet, nur er war dort drinnen, falls er drinnen war, tausend Jahre Unverändert- und Unangetastetsein, tausend Jahre Luft und tausend Jahre Staub, tausend Jahre schwerer Dämmer, tausend Jahre Geheimnis - und tausend Jahre Blicke, jeden Tag Blicke in all den unzähligen Momenten des Zweifels und der Anfechtung, forschende, angstvolle, verschämte, verständnislose, törichte Blicke: da man betrachtete und beobachtete und abzuschätzen versuchte, ob er denn, ob er denn, wenn ja schon seit tausend Jahren, ob er denn wohl auch heute, ob er denn wirklich drinnen war.

XIII.

Auf der gegenüberliegenden Seite, genau auf der Höhe der Pagode - überhaupt nicht an seinem gewohnten Platz, also hinter der Haupthalle, gegenüber der Sutraschrein und der Schatzkammer, wo er normalerweise sein sollte – stand ein Glockenturm. Die Bronzeglocke selbst war dem Brauch gemäss in der Mitte aufgehängt, bloss war ihr Gewicht zu gross, als dass die wacklige Holzkonstruktion bei den Schlägen gegen die Glocke nicht immer wieder etwas aus den Fugen geraten wäre, so dass nunmehr wegen der deutlich sichtbaren Unterlassung von regelmässigen Ausbesserungen und trotz dem genau in der Mitte hängenden Gewicht das Ganze etwas schief geworden war, an den Einlässen der Stifte konnte man sehen, dass sie nicht mehr so passten, wie sie hätten passen müssen, die Halteseile waren zerfranst, die Dachziegel teilweise verrutscht, so wie auch aus der Lage des einst in einem geschickt geknüpften, dann lose gewordenen Seilsystem hängenden und bald auch zu Boden gefallenem und liegengelassenen Schlagholzes ersichtlich war, dass diesen auch niemand mehr aufheben, an seinen Platz hängen würde, um zur vorbestimmten Zeit, am frühen Abend, das heisst um halb fünf, mit ihm die Glocke zu schlagen, damit sie mit ihrem Ton das Klostergelände durchschalle, niemand würde dasein, denn wie es schien, war hier niemand mehr und gab es nichts mehr zu signalisieren, für einen Augenblick machte dieser Teil des Hofes mit dem Glockenturm den Eindruck, dass der Glockenturm nicht mehr benötigt war, nicht mehr und nie mehr, dass also das erste, was nicht mehr benötigt sein würde, genau dieser Glockenturm im verlassenem, vernachlässigten Teil des Hofes war, vielleicht hatte man gesagt, dann solle halt alles bleiben, wie es nun einmal war, sollen halt die Dachziegel weiterrutschen, die Seile weiter ausfransen, sollen die Stifte in der Dachkonstruktion immer loser sitzen, und überhaupt: solle das Ganze von Tag zu Tag immer schief werden, so, dass bis zu dem Zeitpunkt, da das Schlagholz von Unkraut überwuchert ist, auch der Turm eines Tages zusammensacken und all die tausend Jahre spurlos verschwinden mögen.

Nur ein winziger stolzer Singvogel mit silbrig schimmerndem Gefieder und kurzem Schnabel dachte in diesem Augenblick, dass er unbedingt benötigt sei: er fuhr in einem ziemlich steilen, verspielt-eigensinnigen Bogen aus der Höhe herunter, setzte sich auf die glänzende Bronzeverzierung der Turmspitze und begann, während er den Kopf immer wieder hochwarf, in der sonnenbeschieneenen spätmittäglichen Stille eine so reiche, so sanfte, so herzergreifende Melodie, dass er der Aufmerksamkeit

seines Weibchens, falls er in der Umgebung eins hatte, wenigstens für eine Minute ganz sicher sein konnte.

Denn eine einzige Minute, so lange dauerte die Melodie. Danach warf sich der kleine Vogel pfeilgerade in die Luft, beschrieb dann einige fallende und steigende Ellipsen, und war weg, endgültig verschwunden, so weit oben, dass kein Auge vermocht hätte, den winzigen Fleck, das immer kleiner werdende Pünktchen in der strahlenden Perspektive des azurblauen Himmelsgewölbes noch auszumachen.

XIV.

Der Stein, der zur Gestaltung der perfekten Oberfläche der Höfe verwendet worden war und den man lange Zeit Kogetsudai nannte, stammte nicht aus der Umgebung, sondern war hauptsächlich, abgesehen von anderen, weniger bedeutenden Ursprungsorten, an den sorgfältig ausgewählten Hängen der Flintgebirge in der gut und gern hundert Seemeilen von hier entfernt liegenden hübschen Gegend von Takasago gebrochen worden, dort hatte man ihn zwischen riesigen, mit Mauleseln betriebenen Mühlsteinen in winzige Stücke zermahlen, von dort laufend nach dem das ganze Land in Bann haltende Kyoto verbracht und mit kleinen Fuhrwerken in die vornehmeren Klöster hinauftransportiert, so auch in dieses im Fukuine-Viertel, um ihn im hinteren Bereich des Klosters abzuladen, in einer zwischen den Wirtschaftsgebäuden und dem Gemüsegarten liegenden einigermaßen vernachlässigten Ecke, wo sich dann die damit beauftragten jungen Mönche dranmachten, den Schotter mit schweren Hämmern zur gewünschten Gleichmässigkeit zu klopfen, um ihn auf die Höfe zu tragen und dort auszubreiten und ihm dann nach einem Sturm oder einem starken Regenfall, oder einfach jeweils in der Morgendämmerung zu Ende des zweiten Monats, aus Freude über den nahen Frühling, mit breiten, dickstieligen Rechen die endgültige Form zu geben, das heisst einerseits eine vollkommen waagrechte Fläche herzustellen, andererseits mit den Zacken des Rechens parallele Wellen in dieses glatte Weiss zu ziehen, damit nicht einfach das Abbild, sondern die Realität der paradisischen Vollkommenheit entstehe, die sich zwar wie eine unruhige Meeresoberfläche zu präsentieren schien, da und dort mit schroffen Klippen und wirbelnden Wellen, die aber den Traum der nicht mehr zu steigernden Einfachheit des Schönen träumte, nämlich dass Alles ist und doch Nichts ist, dass die in unfassbarer, schrecklicher Geschwindigkeit existierenden Dinge und Abläufe, eingesperrt in den endlos scheinenden Zwang des Aufblitzens und Erlöschens, dennoch eine Art atemraubender Beständigkeit aufweisen, die so tief ist wie die Hilflosigkeit von Wörtern angesichts einer unnahbar schönen, unverständlichen Landschaft, so wie das starre Hintereinander der Myriaden von Wellen auf der ungeheuren Ausdehnung des Ozeans, so wie ein Hof in einem Kloster, wo in der Ruhe einer gleichmässig mit weissem Kies bestreuten und sorgfältig geharkten Oberfläche ein verschrecktes Augenpaar, ein irr gewordener Blick, ein verschrobenes Gehirn sich erholen und erleben können, wie ein uralter,

unformulierbarer Gedanke auf einmal zum Leben kommt und wie auf einmal ersichtlich wird: dass es nur das Ganze gibt und keine Teile.

XV.

Der Enkel des Prinzen Genji stand im dritten Tor und betrachtete die Pagode. Der leichte Wind lief erneut über den Hof, erreichte auch ihn und hob ein bisschen die Schösse seines Kimono an.

Er hatte die Arme auf der Brust verschränkt, und eine Weile rührte er sich nicht, da er dachte, es müsste jetzt doch einer von den Mönchen erscheinen, den man dann ansprechen konnte. Doch nicht nur die Mönche gaben kein Lebenszeichen, sondern nicht einmal eine Magd tauchte auf, nicht einmal ein Diensthote von hinten, von der Seite der Küche, des Bads oder des Gemüsegartens, um atemlos zu ihm hinzustürzen und sich ihm zur Verfügung zu stellen.

Es herrschte überall völlige Stille, keine Menschenseele im inneren Hof, so dass er, mit seinen in Geta steckenden Füßen den Boden kaum streifend, mit langsamen Schritten in Richtung der Goldenen Halle zu gehen begann.

Vor dem Haupteingang zündete er Räucherstäbchen an, stellte sich ehrfürchtig neben das Kupferbecken, erhob die Hände zum Gebet und senkte den Kopf.

Er sprach für sich: Sei mir der Buddha gnädig und gebe mir etwas Klarheit darüber, wo ich suchen soll.

Er sprach für sich: Sei mir der Buddha gnädig und sage mir, ob die Suche überhaupt einen Sinn hat.

Er sprach für sich: Wir wissen nicht mehr, was du von der Welt gedacht hast. Wir verstehen jedes deiner Worte falsch. Wir sind völlig verloren.

Und zum Abschluss fügte er hinzu: So wie du es vorausgesagt hast, teurer, lieber, unvergesslicher Buddha.

Daraufhin liess der Enkel des Prinzen Genji seine Hände sinken, presste sie an seine Flanken, hob den Kopf und verneigte sich zweimal tief.

XVI.

Unten, auf halber Höhe, führte nicht nur der Weg, den der Enkel des Prinzen Genji eben genommen hatte, zum Ginkgobaum, sondern es gab auch eine Aufstiegsmöglichkeit von hinten, von der steilen Seite des Hügels her, wo allerdings kein Mensch hätte gehen können, da der Hang von Gestrüpp überwachsen war und schluchtartig in die Tiefe führte. Von einem Pfad konnte man auch nicht reden, es war eher eine ausgetretene, enge Spur, verborgen unter den stacheligen Zweigen und dem zusammengewachsenen Gestrüpp, so dass derjenige, der sich hier näherte, unsichtbar und bis zu einem gewissen Grad geschützt war, und derjenige, der sich hier jetzt eben in der sonnenbeschienenen, strahlenden vormittäglichen Stille näherte, hatte einen solchen Schutz ganz offensichtlich in höchstem Mass nötig, wenn man das fürchterliche Sich-Dahinschleppen überhaupt ein Sich-Nähern nennen konnte: ein halbtot geschlagenes Tier kroch da im Schutz der dichten Sträucher und des zusammengewachsenen Gestrüpps auf dem steilen Hang aufwärts, ein rassemässig nicht mehr bestimmbarer, blutüberströmter, zotteliger, geschwächter, auf die Knochen abgemagerter unglücklicher Hund. In der Tat, er war halb totgeschlagen: einen seiner Läufe, den rechts hinten, konnte er nicht mehr belasten, sondern versuchte ihn in der Luft zu halten, während er sich mit den drei anderen vorwärts schleppte, und auf derselben Seite war sein Auge völlig aus seiner Höhle getreten, und sein Fell war über und über blutig, es war an seinem Bauch und Kopf zu einer dicken Masse verklebt, und den Kopf selbst hielt er schräg, während er sich hinaufquälte, als könnte er auf der anderen Seite, mit seinem linken Auge, noch etwas sehen. Aufgrund seiner Verletzungen liess sich nicht feststellen, ob man ihn mit einem Stock hatte totschiessen wollen, oder ob er der Falle einer perversen, entsetzlichen, bestialischen Folter gerade noch knapp entkommen war.

Der Steilhang war wirklich sehr steil, und das setzte ihm offensichtlich besonders zu: seine Bewegungen wurden langsamer, sein Bauch streifte schon beinahe den Boden, er schien eher zu kriechen als zu gehen, als befürchtete er, dass ihm die Eingeweide herausfielen, und davon, dass er sich auch tief wie möglich über dem Boden halten musste, dass er seine drei noch brauchbaren Läufe völlig einknicken musste, davon wurde er noch schwächer, musste er noch öfter stehenbleiben und sich auf den Boden legen, um sich ein paar Minuten später wieder in Gang zu setzen. Sein Brustkasten wurde von einem raschen, heftigen Hecheln erschüttert, das so kurzatmig war, als täte

ihm auch jeder Atemzug weh, als bekäme er immer weniger Luft in seine zerschlagenen Lungen, aber er atmete, abgehackt und stöhnend, er gab nicht auf, hechelte, kroch weiter, den rechten hinteren Lauf in der Luft, den Kopf nach rechts gedreht, um wenigstens ein wenig nach vorn zu sehen und den stacheligen Zweigen auszuweichen, was ihm natürlich nicht immer gelang, so dass auch die Zweige hin und wieder in seine Haut schnitten, worauf er leise winselte, stehenblieb, zitterte, sich wieder langsam zu Boden liess, um ein paar Minuten später wieder weiter nach oben zu kriechen.

Er hatte ein bestimmtes Ziel, es war offenbar, dass es etwas sehr Wichtiges gab, dessentwegen er sich auf diesem steilen, gefährlichen Weg so quälte, und an der furchtbaren Anspannung seiner Kräfte war ersichtlich, dass er dieses Ziel auch erreichen würde.

Der Ginkobaum war sein Ziel.

Nachdem er von der hinteren Seite, wo man ihn vom Weg aus nicht bemerken konnte, wo ihn weder Tier noch Mensch zu sehen vermochte, oben angekommen war, schleppte er sich mit zitternden Gliedern zum dicken Stamm des Baums, der auf dieser Seite von einem jungen Stechpalmenstrauch dicht umwachsen war, kroch in das Grün hinein, um wirklich ganz unsichtbar zu sein, presste den zitternden Körper an den warmen Ginkostamm, liess aus seinen gefolterten Gliedern die restliche Kraft hinaus, legte sich hin, seufzte noch einmal und hatte dann ohne einen weiteren Ton nach ein paar Minuten still ausgelitten.

XVII.

Alles war unversehrt im Kloster und sah auch unversehrt aus. Nichts störte die innere Stille des Kondo, von draussen, von den vorhin entzündeten Stäbchen im Räucherbecken schlängelte sich langsam der duftende Rauch von Sandelholz herein. Der Buddha selbst, der einst aus einer teuren, nicht mehr als kindgrossen Kashi-Eiche geschnitzt worden war, stand reglos mitten auf dem Altar in einem besonderen Schutz bedeutenden, innen und aussen reich vergoldeten Holzschrein, der hinten von einer dünnen Wand abgeschlossen war, auf den drei anderen Seiten hingegen zu einem feinen Gitterwerk geschnitzt war, damit etwas Licht hereinfalle und er wenigstens ein wenig sichtbar sei und schliesslich auch, damit er selbst Kenntnis erhalte von der Welt, falls von dort einer der Gläubigen einen Blick auf ihn zu werfen suchte. Er war unverrückbar und unveränderlich, genau seit tausend Jahren stand er auf demselben Punkt, auf seinem Platz, haargenau in der Mitte im überaus sicheren, vergoldeten Schrein, stand unerschütterlich, immer im selben Gewand, immer in der edelsten aller Haltungen erstarrt, und auch an der Stellung seines Kopfes, an seinem wundersamen, berühmten Blick hatte er in tausend Jahren nichts verändert: in seiner Traurigkeit war etwas herzergreifend Zartes, etwas unaussprechlich Erhabenes, und er hatte den Kopf aufs Entschiedenste von der Welt abgewandt. Man sagte, er habe den Kopf abgewandt, weil er nach hinten blickte, nach hinten auf einen Mönch namens Eikan, dessen Rede so schön war, dass er, der Buddha, wissen wollte, wer da redete. Etwas ganz anderes war aber der Fall: wer ihn auch nur einmal sah, wusste sofort: er hatte diesen wundersamen Blick abgewandt, um nicht sehen, um nicht anschauen, um nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen, was da auf drei Seiten um ihn herum lag: diese miese Welt.

XVIII.

Das Kloster hatte sich einst über ein riesiges Gebiet erstreckt, was aber von den abgebrannten Pilgerunterkünften, von den vermoderten Häusern für die weltlichen Gäste, von den versteigerten Bambushainen und was nach dem Verlust der abgeholzten Rottannen noch übrig war, genügte nach wie vor, damit man seine Ausdehnung riesig nennen konnte, und so wie einstmals verdankte diese Ausdehnung auch heute, nach Ablauf der tausend Jahre, diese anerkennende Qualifizierung vielleicht nicht ihren wirklichen Ausmassen, nicht ihrer im Grundbuch notierten, in Ri und Cho und Jo angegebenen beeindruckenden Grösse, sondern gewissermassen einer Besonderheit, nämlich der Tatsache, dass erst die ausserordentliche Kompliziertheit der Überbauung das Grundstück voll und ganz und unübersehbar monumental erscheinen liess, nämlich die Anordnung der Hauptgebäude, des Kondo und der Lehrhalle, der Wohnhäuser, der Büros und der Zellen, des Refektoriums, der Empfangsräume und der Residenz des Abts sowie die ausgeklügelte Platzierung der Küche, der Gästezimmer, des Bads und der Waschküche, das ganze, im Verhältnis der Teile zum Ganzen verwirklichte, wenn auch für das gewöhnliche Auge nur mit Mühe oder überhaupt nicht nachvollziehbare System, bei dem dennoch stets eindeutig fühlbar blieb, dass der Plan dieser unzähligen Gebäude und der zwischen ihnen führenden Wege, beziehungsweise der gedeckten Korridore auf der Befolgung der hochexakten Anweisungen eines unfehlbaren Entwurfs beruhte, den niemand in Frage stellen durfte, kein mit alltäglichen Erfahrungen ausgerüsteter Pilger, was diesem auch gar nicht einfiel, denn er selbst hatte ja erlebt, wie jemand, der vom Südlichen Grossen Tor herkommend über die hohe Schwelle des Mittleren Tors, des Chumon, tritt und in den inneren Hof gelangt und auf einer Seite die drei Stockwerke der Pagode erblickt, auf der anderen Seite hingegen den Glockenturm mit dem eben singenden Vogel, wie so jemand gar nicht mehr überlegen muss, wohin er in diesem Kloster seine Schritte wenden soll, da die beidseits mit Pfählen und darumgewundenen Reisstrohseilen bezeichneten Fusspfade den Ankömmling von sich aus führen, damit er immer genau und unweigerlich das Gebäude finde, das zur Beförderung seiner inneren Einkehr als nächstes kommen muss, so dass er zuerst die Stille der Kondo genannten Goldenen Halle, dann die Stille der Lehrhalle, dann die aufeinanderfolgenden Höfe und Gärten kennenlernt und von der Goldenen Halle her das Zierschloss an der Tür, die in den persönliche Bereich des Abts führt, erblickt, und er sieht auch die Gebäulichkeiten, die

den Besuchern vorbehalten sind, und nichts entgeht ihm, und er vergisst kein einziges der Heiligtümer, auch wenn er noch lange das Gefühl hat, er werde, da er bis zum Schluss sozusagen die Karte des Ganzen nicht im Kopf hat, etwas, vielleicht gerade den wichtigsten Pavillon, verpassen, aber nein, gar nicht, denn hier gründet sein Weg auf einem Angebot, dem Rat zur spirituellen Versenkung, und so führt ihn also eine Laune, eine luftige, nicht zu dieser Welt gehörende, leichte, spielerische, mit ungewohnt eindrücklicher Improvisation arbeitende, aber unfehlbare Laune, deren Schöpfung, dieses erhabene Kloster, nur in einem oberflächlichen, übereilten Urteil erscheinen mag wie ein Mischmasch von wirren, zusammengewürfelten, zusammengeschnittenen Elementen, wie ein riesiger Heuhaufen, wo alles übereinanderliegt, Anspruchsvolles und Anspruchsloses, Wertvolles und Flitter, aber nein, nicht doch, denn diese Laune ist wie das Nichts, oder ist vielmehr eins mit jener Laune, die oben das strahlende Blau des Himmels geschaffen hat, die dem totgeschlagenen Hund gezeigt hat, welcher Weg unter dem Dickicht stacheliger Zweige zur Erlösung führt, dieselbe Laune, die das Nacheinander der Winde verordnet hat und das Wurzelsystem des Gingko, den Tonfall und den Rhythmus der Melodie des Singvogels auf dem Dach des zusammensackenden Glockenturms – und die herzergreifend zarte, nicht mehr zu steigernde Traurigkeit in dem abgewandten Blick des Buddha.

XIX.

Der Enkel des Prinzen Genji kam nicht wieder recht zu Kräften. Das Tuch in den Händen knetend hoffte er eine Weile, dass irgendeine zum Kloster gehörende Person doch auf einmal herbeieilen würde, aber als offensichtlich wurde, dass er hier draussen vergeblich darauf wartete, setzte er im Vertrauen darauf, dass er in einem der Heiligtümer doch noch jemanden finden würde, seinen Weg fort, auf das nächstliegende Heiligtum zu. Das nächstliegende war die Lehrhalle, so dass er, als er den Eingang erreichte, aus seinen Geta schlüpfte, sie in die Hand nahm und barfuss, genauer in den traditionellen weissen Tabi, die stumme Ordnung des Heiligtums betrat, und während er die hier herrschende perfekte Sauberkeit bestaunte, die parallelen Reihen der Sitzkissen, die genaue Wiederholung der Säulen in der schlichten Symmetrie des Gebäudes, die Schönheit des Tischchens neben dem Platz des Aufsicht haltenden Mönchs, das Teegeschirr, das auf seinem Gestell stand, neben dem Räucherbecken und der daneben stehenden Bambusrolle, in der die Räucherstäbchen aufbewahrt wurden, während er mit anerkennendem Blick immer aufs neue feststellte, dass sich alles allergenauestens an seinem Platz befand, das Sitzkissen des Zeremonienmeisters, und davor, fehlerlos exakt und ungekünstelt für die rechte Hand zurechtgelegt, die beiden den Anfang und das Ende der Meditation anzeigenden Schlaghölzer, ebenso das Inkin, das Bronzeglöckchen auf seinem Kissen aus edler Seide, neben ihm sein Schlegel, ebenso die beiden mächtigen Pfeiler des Buddha-Altars, glänzend vor Gold und Gelassenheit, alles war in vollkommener Ordnung, wie er aus seinem fortgesetzten Schwindelanfall heraus feststellte, der ganze Raum war mit grösster Gründlichkeit geputzt worden, und durch die Papierverkleidung der Shoji und Fusuma sickerte gerade soviel opalartiges Licht herein, dass er das Heiligtum bei genügender Helligkeit bis zum hinteren Ausgang durchqueren konnte, und da hier drin keine Menschenseele war, blieb ihm auch gar nichts anderes übrig, hier, in dieser Halle, konnte er nicht bleiben, er konnte den Raum durchqueren, aber mehr nicht, obendrein vermochte er, als er den Weg zurückgelegt hatte, als er durch die Halle gegangen war, keinen Gedanken mehr zu fassen, denn er spürte, dass ihn die Kräfte immer mehr verliessen, dass er es nicht mehr aushielt, dass er sich so rasch wie möglich irgendwo ausruhen musste. Er trat also aus der Halle hinaus, zog die Geta wieder an, machte sich in einem gedeckten Korridor zu einem bescheidener wirkenden Nebentempel auf, suchte dort den entferntesten,

ungestörtesten Punkt der Holzterrasse, die an der ganzen Längsseite eines schmalen Gärtchens entlanglief, wenn auch gut einen Meter darüber erhöht, der Holzterrasse, die eigentlich aus der Verlängerung des Fussbodens des Nebentempels bestand, da suchte er den ungestörtesten Punkt und setzte sich hin, lehnte den Rücken an eine Holzsäule, trocknete sich die schwitzende Stirn ab, und als er in der über ihn kommenden wohltuenden Stille gewahr wurde, dass in der Nähe ein frühlingshaftes Bächlein rauschte, schloss er endlich die Augen und dachte noch, er würde in dieser ungestörten Stille ein bisschen schlafen – doch er schlief nicht ein, sondern verlor das Bewusstsein. Aus seinem auch sonst blassen, feinen Gesicht wich in einem Augenblick das Blut, und sein Körper rutschte seitlich an der Säule hinunter. Sein Kopf schlug hart gegen den Terrassenboden und blieb dann so, zur Seite gekippt, reglos. Der Kimono bauschte sich zerknittert an seinem Rücken, der eine Geta war ihm vom Fuss gefallen, nur die Finger seiner rechten Hand bewegten sich noch eine Weile, bevor sie allmählich steif wurden, wie die Muskeln des toteschlagenen Hundes unter dem Ginkobaum – sie öffneten sich ganz langsam und erstarrten dann, so dass aus dieser geöffneten Hand das bisher krampfhaft festgehaltene Seidentuch herausrutschte, herausflatterte und in den Staub des Gartens hinunterfiel.

XX.

Die gedeckten Korridore waren offensichtlich mit grosser Sorgfalt geplant worden. Ihr Material war die gleiche Hinokizypresse, mit der einst in den Tempeln die Zimmermannsmeister, die sogenannten Miya-Daiku, am liebsten gearbeitet hatten, auch in diesem Kloster am liebsten gearbeitet, als es noch so war, dass sie, nachdem der Bau eines Klosters beschlossen und der rituelle Auftrag an sie ergangen war, dass sie, der Meister persönlich und einige ältere, erfahrene Zimmerleute, in die Gegend von Yoshino aufbrechen konnten, um das geeignete Baumaterial auszuwählen, was wahrhaftig eine lange, zuweilen Wochen und Monate dauernde, anstrengende und ganz und gar nicht ungefährliche Unternehmung war, da sie abgesehen von den Beschwerlichkeiten der Reise auch von der Verantwortung belastet waren, die sie den Göttern gegenüber hatten, dafür, dass sie wirklich das richtige Holz, den richtigen Wald, den richtigen Berg fanden, auswählten und kauften, darum ging es in jedem Fall, ging darum, nach uralten, unerschütterlichen Prinzipien das für den vorliegenden Auftrag Geeignetste zu finden, auszuwählen und zu kaufen, also vor Augen zu halten, dass die Kenntnis von insgesamt drei Dingen wichtig war: der Sonne, des Windes und des Regens, und dann in diesem Geist nicht einfach in der Gegend von Yoshino eine grössere Menge japanischer Zypressen aufzukaufen, sondern gleich einen ganzen Berg, einen Berg, auf dem der Hinoki, wie sie ihn nannten, im Hinblick auf sein Alter, seine Reife, seinen Standort und seine Gesundheit wirklich geeignet schien dafür, dass, zum ungläubigen Staunen von vielen, Jahrzehnte später eines Tages der heilige Ritus des Fällens tatsächlich beginnen konnte, das heisst, dass man nach der Ordnung des Kokoroe, das letztlich das Gelübde des Zimmermannsmeisters enthielt, dem gemäss man mit dem Fällen der Hinoki "keine Handlung begehen wird, die das Leben dieser Bäume beendet", dass man also das Fällen, Präparieren, Sortieren, dann den Transport auf dem Landweg und den Transport auf reissenden Flüssen bewerkstelligte, damit man nach genauer Festlegung der Aufgaben an Ort und Stelle, in diesem Fall also nach der Bestimmung von Art und Richtung der gedeckten, die Hauptheiligtümer verbindenden Korridore das zeitlose, einfache Handwerk des Zimmermanns in Angriff nehmen konnte, das Abstecken, das Grundieren, die Sicherung der Säulenbasen, die Erstellung von Drainierungsgräben, und das abschliessende grosse Werk, nach den Monate dauernden Aufgaben der Vorbereitung, des Zuschneidens, des Fugens, des allersorglichsten Abschleifens, die Ausführung der Konstruktion selbst, das Aufstellen

der Säulen, das Zimmern des Balkenwerks, die Errichtung des Dachs, das Legen und Festmachen des Fussbodens, Hunderte von Tätigkeiten, deren Vorbereitung allein manchmal tatsächlich Monate dauerte, Hunderte von Tätigkeiten, die zu überblicken ein einziger Mensch betraut war, der Miya-Daiku, alle anderen machten einfach ihre Arbeit, exakt, fehlerfrei, jahrelang, nach der von Kind auf erlernten und erprobten Methode, und als Ergebnis einer solchen Zusammenarbeit entstand am Ende eines der üblichen Klöster, oder eben im gegebenen Fall das komplizierte System der gedeckten Korridore, dieser wunderbaren Seelenführer, wo jetzt, in unheimlich öder Verlassenheit, in der geheimnisvollen Stunde der über dem Kloster liegenden erschreckenden Stille, in der jetzt seltsamerweise genau hier, und nur hier, in diesen gedeckten Korridoren, irgendwie doch ein Geräusch zu hören war: in der völligen Stille schien es, als gäben die langen, spiegelglatt polierten, zu Spiegelglätte begangenen Bohlen des Fussbodens eine einzige winzige Erinnerung an die tausendjährige Geschichte der hier gemachten Schritte frei, denn gerade diesseits der Grenze der Stille, hier aber eindeutig, war zu hören, dass an einem bestimmten Punkt, wo die Fixierung vielleicht loser war, dass dort die Bohlen des Korridorbodens leise knarrten, womit sie das Gewicht eines einzigen einstmaligen Schritts wiederholten und heraufbeschworen und damit auch die Gewissheit, dass hier einmal jemand darübergegangen war.

XXI.

Es lagen schon etliche Strassen, kleine Kreuzungen und Ecken hinter ihm, und da er von hier an nicht bloss das Gefühl hatte, sondern eindeutig auch spürte, dass der Weg anstieg, gab es für ihn keinen Zweifel mehr, dass er nicht auf einem Hügelchen herumspazierte, so wie er das vorher eventuell vermutet hatte, sondern dass er einen Berg bestieg, einen Berg, der vielleicht ein nördlicher Ausläufer des zu den Östlichen Bergen gehörenden Oishi war/?. Von einer ursprünglichen Flora zu sprechen war eine Weile wegen der fast völligen Überbauung nicht möglich, so dass er erst beim Blick von der Brücke, das heisst unten in der Schlucht zu entdecken vermochte, dass die charakteristische Pflanzendecke hier vor allem aus dicht gewachsenen Ahornbäumen und Eichen, aus Ja no Hire, aus Haran/??/, aus verschiedenen Rhododendron- und Podocarpusarten und aus etlichen japanischen Rottannen und falschen Zypressen/?/ bestand. Das Vorhandensein und der Anblick der immergrünen Pflanzen erfüllten ihn mit Ruhe, vor allem der Anblick der Rottannen, deren Stämme und Höhe ihn, der die Brücke überquerte, zur Feststellung veranlassten, dass sie mindestens drei-, vierhundert Jahre alt waren, Rottannen, die mit ihrem schaukelnden, durchsichtigen Nadelkleid und ihren geraden, rotbraunen Stämmen, von denen sich die Rinde in starken Riemen abschälte, seinem Herzen schon immer nahe gewesen waren – die eine und andere war so hoch gewachsen, dass sie unten in der tiefen Schlucht stehend mit ihrer Spitze jemanden, der über die Brücke ging, fast streifte. Weiter in die Ferne zu blicken war von hier aus nicht möglich, auf der einen Seite versperrte die hohe Klostermauer, auf der anderen der mächtige Gingko die Aussicht, so dass er, nachdem er eine geraume Weile an der Mauer entlanggegangen war und den eigentlichen Eingang erreicht hatte, die näheren und entfernteren Gipfel der Östlichen Berge erst erblickte, als er vor dem Eintreten kurz Umschau hielt, doch auch dann sah er von ihnen nur soviel, wie es die Gewohnheit und die bisher tausendjährige Erfahrung erlaubten, nämlich dass sie, natürlich, ringsherum da waren, dass sie mit den zarten Schattierungen ihres bläulichen Grüns, natürlich ihre Distanz angaben, des weiteren, dass dieser Berg, auf dem er stand, zu ihnen gehörte, dass dieser hier mit dem Kloster bloss einer von ihnen war, also dass, wie es in einem nebelhaften, toten Hintergrund seiner Aufmerksamkeit registriert wurde, bevor er den Klosterbereich betrat, dass es dieses grosse Ganze gab, die sogenannten Östlichen Berge, und diese Östlichen Berge wollten ihm wie seit tausend Jahren immer, so auch jetzt in diesem Augenblick vor

dem Eintreten, hier in der Nähe des Oishi-Gipfels mitteilen, er solle nur mutig weitergehen, er solle ganz ruhig sein, da sie, die Östlichen Berge, auf dieser Seite unbedingt einen Schutz darstellten für das zauberhafte Kyoto.

XXII.

Dass jede Strasse und jedes Haus völlig ausgestorben war, schien den Enkel des Prinzen Genji längere Zeit nicht zu kümmern, und nachdem er beim ersten Gewährwerden dieser Tatsache zufällig gedacht hatte, es könnte irgendwo ein Fest stattfinden, oder ein Unheil geschehen sein, so blieb er auch dabei, grübelte nicht weiter darüber nach, ob Fest oder Unheil, seine Aufmerksamkeit war gefesselt von den hübschen Gassen, von dem leichten Gefühl des Aufwärtssteigens, von der Erwartung des Moments, da er erreichen würde, weswegen er gekommen war, seine Aufmerksamkeit war in Anspruch genommen von den zauberhaften Proportionen der zwischen den Latten der niedrigen Holzzäune erblickten Vorgärten, von den richtig gewählten Standorten einzelner edel geformter Steine unter dem sanften Grün der sich über sie neigenden Zwergzypressen, er war abgelenkt von den Steinbrunnen neben den Eingängen, dem leisen Plätschern des Wassers in den Bambuszubern, hin und wieder zwang ihn ein besonderer Einfall in einem der Privatgärten, etwa die vollkommene Illusion eines trockenen Wasserfalls, die durchdachte Plazierung eines kleinen Pavillons, von dem aus man den ganzen Garten überblicken konnte, zum Stehenbleiben, kurz und gut, er dachte nicht lange darüber nach, ob hinter dieser Ausgestorbenheit ein Fest oder ein Unheil steckte, ja, er vergass das Ganze, und so fiel ihm gar nicht auf, als er vom Klostereingang kurz auf die Östlichen Berge zurückblickte, dass sie mit den feinen Schattierungen ihres bläulichen Grüns nicht Ruhe, nicht Frieden und Sicherheit verströmten, wie er das in dem nebelhaften, toten Bereich seines Bewusstseins gedacht hatte, sondern diesmal eine dunkle Angespanntheit, eine unguete Mitteilung, eine drohende Botschaft enthielten, womit sie unzweideutig anzuzeigen wünschten, deutlich mitteilen und zur Kenntnis geben und mit einer jeden Schattierung eines jeden ins Blaue spielenden Grüns darauf aufmerksam machen wollten, dass, nein, Achtung, dass sie keinen Schutz mehr bedeuteten, weder für ihn noch für sonst jemanden noch für das zauberhafte Kyoto - nicht mehr unbedingt.

XXIII.

Der am oberen Ende der Östlichen Berge befindliche, für die Stadt den echten Schutz darstellende Berg Hiei und auf ihm der berühmte Enryakuji waren von hier sehr weit entfernt, und so musste das Kloster von sich aus, ohne eine solche Unterstützung, den rituell obligatorischen Schutzprinzipien eines Baus unfehlbar Genüge tun. Es hatte sich auf dem Südhang des Berggipfels festgesetzt, war also gegen Nord-Nordosten, das heisst vor der traditionellen Richtung der Gefahr, genau durch den Berggipfel geschützt, vor ihm auf der Südseite hingegen lag, allerdings unsichtbar wegen des zerhackten Waldes von Häusern, Kaminen, Dächern, Leitungsmasten, Fernsehantennen und elektrischen Leitungen, der vorgeschriebene See, so wie auch im Osten der Kamo floss und im Westen der erforderliche Weg verlief, ja, was das betrifft, so gab es mehrere Wege zum Kloster, und sämtliche von Westen her, so wie auch von hier aus die einzige begehbare Richtung nach Westen verlief, mit einem Wort, alle vier grossen den Standort betreffenden Forderungen waren restlos erfüllt: es sollen im Norden ein Berg, im Süden ein See, im Westen Wege, im Osten ein Fluss Schutz gewähren – so lautete die grosse Vorschrift, worauf nun, nachdem das alles gegeben und der Standort überaus richtig gewählt worden war, und nachdem man ihm die einen Klosterbau betreffende Absicht auch persönlich mitgeteilt hatte, der Miya-Daiku losziehen konnte, womit ein nicht bloss Jahre, sondern Jahrzehnte dauernder Vorgang seinen Anfang nahm, ein Vorgang, dessen Protagonist nicht er war, der treffliche Meister der Zimmerleute mit seinem einmaligen Können, auch nicht der Nachfolger des genialen Kobo Daishi, der Ordensvorsteher, der in religiösem Sinn hinter dem grossen Plan stand, auch nicht die einzelnen Gebäude, die Goldene Halle, die Pagode, die Lehrhalle oder die kunstreich vollendeten Tore, nicht das betörende Zusammenspiel der einzelnen Bautätigkeiten, nicht das Schnitzen des Buddha mit dem abgewandten Kopf, nicht die Massen von Gold, die den Altar, die heiligen Statuen, die Bilder auf den Schiebetüren und der Decke der Heiligtümer reichlich bedeckten, nicht einmal das Kloster selbst als glanzvolles Ganzes, als es endlich fertig war und eingeweiht wurde, um in der ewigwährenden Liebe des Buddha diese tausend Jahre anzutreten, nein, der Protagonist war eine Pflanze, ein Baum, ein einfaches Material, das dem Ganzen als Grundlage diente, der Protagonist war die Hinokizypresse, die man in der Gegend von Yoshino hatte holen müssen, der Hinoki, dessen Auswahl allein Monate gedauert hatte, Auswahl und Ankauf des Bergs, beziehungsweise der

Entscheid für den mit gesunden, das heisst gerade gewachsenen und nicht zu dunkel- und nicht zu hellgrünen und sehr alten Bäumen bewachsenen Berg, schon diese erste Phase hatte Monate in Anspruch genommen, worauf dann die Jahre folgten, in denen nach Ansicht der ungeduldigeren und weniger informierten Ordensvorsteher auf unverzeihliche Art gar nichts geschah, doch man beruhigte sie, beschwichtigte und überzeugte sie, indem man sagte, der Miya-Daiku wissen schon, was er tue, was der Miya-Daiku tatsächlich wusste, da es seine Vorfahren allesamt auch gewusst hatten, schon Jahrhunderte vorher gewusst hatten, was nun, im folgenden Jahr, die Aufgabe sein würde, nämlich dass er, während er fleissig und konzentriert rechnete und mass, entwarf und verwarf, hauptsächlich und vor allem die Bäume beobachte, und wirklich, er tat während langer Jahre nichts anderes als immer wieder für Wochen in die Gegend von Yoshino zu reisen und auf dem erworbenen Berg die Entwicklung der Hinokizypressen genaustens zu beobachten, um sich darüber auf dem Laufenden zu halten, wie sie sich auf der Nordflanke und wie auf der Südflanke verhielten, wie sie sich auf dem Berggipfel entwickelten und wie unten am Fuss des Bergs, denn für die späteren Arbeiten brauchte es genaue Erfahrungswerte, musste er gesehen haben, auf welche Art die Sommersonne sie erreichte und auf welche Art sie auf den langanhaltenden Regen zur Monsunzeit reagierten, und so lebte der Miya-Daiku im wahren Sinn des Wortes mit den Bäumen zusammen, kannte sie einzeln wie eine riesige Familie, und das ging tatsächlich sehr lange Jahre so, und demnach kein Wunder, wenn zwischen der ersten Unterredung mit dem Ordensvorsteher und dem effektiven Beginn der Bauarbeiten unglaublich viel Zeit verging, so viel Zeit, wie der ganze Zypressenwald brauchte, um das richtige Alter zu erreichen, und davon waren viele ehrlich verblüfft, viele mochten gar nicht verstehen, dass man so lange zu warten hatte, doch musste das, wie der Miya-Daiku den Verständnislosen erklärte, so sein, und weil es nicht anders sein konnte, kam auch für das Fällen der Hinokizypressen ausschliesslich ein bestimmter Zeitpunkt in Frage, und welches dieser richtige Zeitpunkt war, das wusste einzig und allein er, der Meister, und auch er wusste es von seinen Ahnen, und wirklich, er sagte auch, er wisse es schon, und zögerte nicht, es zu melden, als der sogenannte richtige Zeitpunkt gekommen war und er vom Abt das Zeichen zur Abhaltung der Kokoroe-Zeremonie erbitten konnte, was ihm denn auch gewährt wurde, so wie er in der ersten Stunde des Fällens nun auch das Gelübde ablegen konnte, mit dem er, der Miya-Daiku, vor der ersten Zypresse sein eigenes Leben dafür verbürgte, dass durch ihr Gefälltwerden ihr Leben nicht vergeudet, sondern "das

Leben der Schönheit erhalten" würde, erst dann konnte die eigentliche Arbeit beginnen, und die Ungeduldigen begannen auch erst da zu verstehen, dass es all die Jahre und Jahrzehnte durchaus gebraucht hatte, begannen schön langsam alles zu verstehen, als sie sahen und als ihnen erklärt wurde, dass von den gefällten, herbeitransportierten und noch ein Jahr im Wasser des Kamo liegengelassenen Zypressen zum Beispiel diejenigen für die schwere Lasten tragenden mächtigen Säulen oder das Balkenwerk verwendet wurden, die auf dem Berggipfel gewachsen waren, und für die langen Überbrückungsstücke diejenigen, die am Fuss des Bergs gestanden hatten, da Bäume, die unten an einem Berg wachsen, stärker um das Sonnenlicht kämpfen müssen als solche, die oben stehen, und sich demzufolge höher strecken, längere, dünnere Stämme haben als die anderen, die hingegen einen dickeren, stärkeren Stamm haben, und so weiter, es war da nicht mehr so schwer zu begreifen, dass in den vergangenen Jahrzehnten alles von einem wohldurchdachten, monumentalen Plan und den klugen Richtlinien einer uralten Erfahrung gelenkt worden war, denen gemäss beim Bau der Heiligtümer alles haargenau so vor sich gehen musste, wie es im natürlichen Leben der Bäume auf dem Berg in Yoshino vor sich gegangen war, dass man also die von der Nordseite des Bergs stammenden Bäume in jedem Fall auch auf der Nordseite der Heiligtümer verwendete, dass man für das Dachgebälk ausschliesslich Zypressen wählte, die einst in Yoshino auf dem Gipfel des Bergs gestanden hatten, und so wurde am Ende jedermann klar, dass die einzelnen Hinokizypressen in den einzelnen heiligen Gebäuden genau den Platz bekamen, den sie in ihrem natürlichen Leben auf dem Berg innegehabt hatten, und dass jeder einzelne Baum diesen Platz unter den Säulen, im Konsolengebälk oder in den Dachbögen genau in dem Lebensalter erhielt, in welchem seine innere Struktur zu dieser Aufgabe herangereift war, da er ja den brutalen Schlägen der Zeit zu widerstehen hatte, erklärte einmal der Miya-Daiku einem seiner Schüler, die Hinoki müssen der Zeit widerstehen, sagte er zu ihm, als sie nach einem mühevollen Tag zu zweit im provisorischen Pavillon sassen, denn es möge zwar sein, fügte er hinzu, dass sie nicht ewig stehen würden, aber der Zeit, sagte der Miya-Daiku und blickte, vielleicht zum ersten Mal im Lauf der schon Jahrzehnte währenden Arbeit lächelnd, dem Schüler in die Augen, der Zeit werden sie widerstehen. Sie tranken aus winzigen Bechern Sake, und am Abend jenes Tags lachten sie viel.

XXIV.

Auch diesmal waren die Holzschnitzer aus dem koreanischen Paekche da, doch nunmehr legte man bloss sicherheitshalber Wert auf ihre Anwesenheit, schliesslich hatten ja während der Jahrhunderte seit dem Eintreffen der zusammen mit den Lehren des Buddha ins Land gekommenen Holzschnitzkunst sowie im Lauf von zahlreichen Studienreisen nach China auch die japanischen Meister das göttliche Handwerk so perfekt erlernt, dass sie mit ihrer Kunstfertigkeit nicht nur ihre ehemaligen Lehrmeister aus Paekche blendeten, sondern auch die Mönche und Gläubigen, und so nahmen sie, die Koreaner, hauptsächlich nur aus Traditionsgründen an den langwierigen Arbeiten teil, in denen die Statuen hergestellt wurden, und sie standen den örtlichen Meistern und ihren Gehilfen eher nur mit grundsätzlichen oder formalen Anweisungen bei, in die effektiven Abläufe mischten sie sich in Wirklichkeit nicht ein, ja, genau besehen hätten sie das gar nicht mehr tun können, denn zuweilen waren sie selbst von den zwar nur leicht veränderten, aber immerhin veränderten Techniken verblüfft, von den japanischen Techniken beim Schnitzen der innen hohlen Statuen, sie bestaunten die weiterentwickelten Meissel und Stichel, die ortsspezifische Fertigkeit im Polieren, die ihnen unbekannt Zusammensetzung des Lacks, und natürlich waren sie überwältigt vom Anblick der Massen von Gold, das der Orden für die Vergoldung der Statuen geschickt hatte und das im übrigen bis zum Beginn des Schmelzens und des Verarbeitens zu hauchdünnen Folien unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen in der geschlossenen Residenz des Abts verwahrt wurde, kurz und gut, man begann mit dem Bau der Hallen, der Versammlungsräume, Zellen und Pavillons, der gedeckten Korridore, der atemraubenden Dachkonstruktionen, der Pagode, des Glockenturms und des dreifachen Torsystems und gleichzeitig auch mit dem Schnitzen der am Ende in den Heiligtümern aufzustellenden Statuen, begann die heiligen Arbeiten, worauf dann die seltsame Situation entstand, dass in den Werkstätten, die übrigens nicht auf der Baustelle, sondern in der Stadt selbst, aber auf der anderen Seite, in der Nähe der Westlichen Berge angesiedelt waren, die mächtigen Buddhas und Bodhisattvas schon längst für den Transport zu ihren definitiven Standorten in den Heiligtümern des Klosters bereitstanden, wohingegen sie Jahrzehnte, oder zumindest, im Fall der einen oder anderen besonders wichtigen Statue, die ebenfalls eine lange Arbeit in Anspruch nahm, in den geschützten Lagern dieser Werkstätten Jahre warten mussten, bis das Ereignis, ihre endgültige Plazierung,

eintrat, denn das Kloster entstand langsamer als die Statuen, natürlich, und so gingen während langer Zeit die bevorzugten Mönche und die Vornehmen, denen solche Besuche gestattet waren, in die Werkstätten, um die Werke dort zu bewundern, was sie auch gebührend taten, denn sie waren allesamt tatsächlich hinreissend schön, allesamt, vom Buddha-Amida, der versunken auf seinem unendlich ruhevollen Lotusthron sass, über die unvergleichlich friedlichen Shakyamuni-Darstellungen bis hin zu den geringsten buddhistischen Schutzheiligen – nur eines wusste niemand, nur von einem hatte nicht einmal der Eingeweihteste und Bevorzugteste eine Ahnung, nämlich wo der wichtigste, der für die Mitte der Goldenen Halle bestellte und als Schutzpatron des ganzen Klosters vorgesehene Buddha, wo, in welcher Werkstatt und von wem er geschnitzt worden war oder gerade geschnitzt wurde, das wurde allerheimst gehalten, darüber konnte man gar nichts wissen, das durfte niemand sehen, ja, das Ganze war so organisiert, dass die Ordensvorsteher verschiedene Informationen austreuten, um neugierige Bestrebungen irrezuleiten und mehrere Leute gleichzeitig glauben zu machen, sie allein seien darüber im Bild, wo, in welcher Werkstatt und von wem, so dass es schliesslich welche gab, die glaubten, sie, nur sie, seien die Hüter des Geheimnisses, die überzeugt waren, dass sie wussten, wo der berühmte Buddha am Entstehen war, und so verbreiteten sich falsche Nachrichten und Gerüchte, während niemand wirklich etwas wusste, so lange nicht, bis dann der Tag kam, da das Kloster eingeweiht wurde und der Buddha mit dem abgewandten Kopf mitsamt seinem vergoldeten Schrein seinen endgültigen Platz erhielt – und damit geschah genau das Gegenteil dessen, worauf alle gewartet hatten, denn an den Einweihungsfeierlichkeiten liessen die Menschen, von den ranghohen Gläubigen bis zum letzten Gaffer, nicht die Zeichen der Bewunderung und Ehrfurcht erkennen, nicht die Zeichen der Rührung und Dankbarkeit, da doch nun auch das Allerheiligste ihres in langen Jahrzehnten erbauten Klosters endlich, endlich an seinem Platz war, nein, sondern sie gaben Zeichen der Verblüffung von sich, denn in der Tat waren alle, die gekommen waren, um ihre ehrfürchtige Reverenz zu erweisen, verblüfft, ja, was die schlichteren Gemüter betrifft, geradezu erschreckt von dem, was sie in der riesigen Menschenmenge der Goldenen Halle auf dem Ehrenplatz des Altars erblickten.

Denn dieser Buddha war klein wie ein dreijähriges Kind, dünn und zerbrechlich, und wie jemand, der eher selbst Schutz nötig hat, thronte er nicht auf einem Lotus, sondern stand in einer vergoldeten Schachtel, als wollte er nur für einen Augenblick hier verweilen, und die edle, nicht von dieser Welt stammende Traurigkeit in seinem Blick

sowie die Tatsache, dass er den Kopf abwandte, warfen den Schatten eines derartigen Skandals voraus, dass die Ordensvorsteher gleich in den Wochen nach der Einweihungszeremonie beschlossen, die Schriftstelle zu suchen, selbst wenn es sie gar nicht gab, aus der dann unzweifelhaft hervorgehen würde, was da vorgefallen war, nämlich die Sache mit Eikan, dem einstmaligen Wunderredner, und wie der Buddha ergriffen von der Kraft seiner Worte sich umblickt, um ihn zu sehen, und so bleibt, auf ewig, um zu bezeugen, dass, wahrlich, ich sage euch, die Schönheit der menschlichen Rede, sofern gepaart mit der Wahrheit, unveräusserlich ist, und so weiter und so fort, auf diese Weise also das mit unüberblickbaren Konsequenzen schwangere Missgeschick geschickt zu einem Glücksfall wendend, so erfolgreich, dass sich der Sturm der Entrüstung, noch bevor er richtig aufgekommen war, bereits wieder legte, und er, der unvergleichlich schöne, zerbrechliche Buddha, die geheuchelte Ehrfurcht und die heuchlerischen Opfergaben in Empfang nehmen konnte, während sich auch schon sein künftiges Los abzeichnete, nämlich dass man ihn tausend Jahre lang von einem Tempel zum anderen bringen würde, weil man keinen Platz für ihn fand, dass man versuchen würde, den Leuten die Legende von Eikan, oder sonst von jemandem, einzureden, allerdings vergeblich, weil der abgewandte Kopf unmissverständlich von der heillosen Geschichte der Niedertracht sprechen würde, weil der abgewandte Kopf in alle Ewigkeit von der Schönheit sprechen würde, von der unverrückbaren Grausamkeit und der hilflosen Vornehmheit, vom heillos Gewöhnlichen und vom Erhabenen, das bei der geringsten menschlichen Präsenz sogleich verfliegt, von der unausrottbaren Dummheit und der wirkungslosen Solidarität – und das alles, während ihn nur ein vergoldetes Schächtelchen schützte, ein dünnes Holzgitter auf drei Seiten und hinter seinem Rücken eine fladendünne Wand, mitten auf dem Altar der Goldenen Halle.

XXV.

Eine Schwalbe strich über die Terrasse, und vielleicht war gerade diese leichte Berührung, dieses stumme Vorbeisausen, mit dem sie ein ganz saches Fallen und ein ganz saches Sich-Hochschwingen in zwei Augenblicke verdichtete und die Luft ein bisschen aufrührte, war gerade das der Grund, warum der Enkel des Prinzen Genji wieder zu sich kam. Er wusste nicht, wieviel Zeit vergangen war, aus dem Stand der Sonne schloss er, dass es schon auf den Nachmittag ging. Im Staub des Gartens bemerkte er das hinuntergefallene Tuch, lehnte sich über den Rand der Terrasse, hob es auf, schüttelte es aus, las dann auch die Geta zusammen und zog sie wieder an und machte sich am Nebentempel entlang auf den Weg, das Tuch krampfhaft in der Hand. Er stützte sich an den Säulen ab, und auch, wenn er das Gleichgewicht verlor, am Rahmen der Shoji, er ging aufs Geratewohl, Gedanken zu fassen vermochte er nicht, der Kopf tat ihm weh, und er hatte offensichtlich keine Ahnung, wohin er unterwegs war.

Er schwankte noch heftig, er sah schlecht und musste sich bei jedem Schritt festhalten.

So gelangte er in einen geschlossenen Hof, der von einer Steinmauer umgeben war, er ging an einer Art Steintreppe vorbei, die nur aus ein paar Stufen bestand und zu einem ebenfalls aus Stein gehauenen, schlichten Torbogen führte, er ging an diesem Eingang vorüber, warf sogar einen Blick in die Richtung, um zu sehen, was dort drinnen war – auch irgendwie ein Hof, eine Art Garten und so etwas wie ein Häuschen, alles ganz klein, und im Hintergrund schien dazu noch ein kleines Heiligtum aus Holz zu stehen, eher ein anspruchsloses Kabäuschen, das nur von den Klosterbewohnern benutzt wurde, oder nicht einmal von ihnen, für einen Augenblick sah er die paar Steinstufen, sah aus dem Augenwinkel den Torbogen und das, was drinnen war, den eigentlich recht anspruchslos, ja irgendwie verlassen, ja, geradezu vernachlässigt wirkenden Garten, und schon war er weitergegangen, hatte nach einigen Schritten das Ganze schon wieder vergessen, es sagte ihm einfach überhaupt nichts, ja, eigentlich: er wusste gar nicht, er realisierte gar nicht, dass er etwas gesehen hatte, nur sein Blindsehen registrierte, dass da eben etwas gewesen war, etwas Uninteressantes, während er weiterging, auf Beinen, die immer noch von Zeit zu Zeit einknickten, so dass er stehenbleiben und sich mit einer Hand abstützen musste, irgendwo, wo es gerade möglich war, meistens an der Mauer, die hier aus schlichtem, unbehauenen

Stein zu bestehen schien, worauf er seinen Weg fortsetzte, obwohl er offenbar selbst nicht wusste, wohin und warum und vor allem wozu, da doch eine so andauernde Schwäche über ihn gekommen war, denn er war jetzt wirklich sehr schwach, schwächer denn je, er hätte sich irgendwo hinlegen und endlich ein Glas frisches Wasser trinken sollen, es war ihm schwindlig, so schwindlig, dass er kaum sah, wohin er trat.

XXVI.

Im allgemeinen bewahrte ein Orden seine heiligen Sutren an einem besonderen Ort im Tempel auf, zumeist an der Rückseite des Hauptaltars der Goldenen Halle, in den dort befindlichen feinpolierten, edel lackierten und mit Schlössern gut gesicherten Kästen, und auch hier war das nicht anders der Fall, diejenigen der wichtigsten, wertvollsten, ältesten Sutren, die eine besondere rituelle Bedeutung hatten, wurden auch hier in den geschlossenen Kästen an der Rückseite des Altars aufbewahrt, hingegen hatte man in diesem Kloster, in einer gewissen Abweichung von den Gebräuchen, hinter der Goldenen Halle, auf der rechten Seite des nächstfolgenden Hofes, gemäss ältester Tradition für sämtliche anderen Schätze und Bücher zwei in Gestalt und Ausmass identische, völlig gleiche Dächer, Balken und äussere Formen aufweisende freistehende Gebäude errichtet, von denen das erste, das Shoso, der Aufbewahrung der Schätze des Ordens diente, das zweite, das Kyozo, in einer Distanz von rund zwanzig Hiro, also von etwa hundertzwanzig Fuss, der Aufbewahrung der Sutren des täglichen Gebrauchs und daneben aller anderen Meisterwerke der Buchkunst. Die beiden Hallen, übrigens in einiger Entfernung dem auf der anderen Hofseite stehenden Gebäudekomplex zugewandt, wo statt des üblicherweise befindlichen Glockenturms die Mönchszellen, Besucherhäuser und Büroräumlichkeiten zu finden waren, glichen den anderen Gebäuden des Klosters in keiner Weise, waren auch mit keinem anderen Pavillon verbunden, waren nicht ins System der gedeckten Korridore einbezogen, hatten andere Masse, einen anderen Grundriss, standen auf mächtigen, ausladenden Hinokisäulen, das heisst, sie waren vom Boden abgehoben, begannen also erst in einer Höhe von ungefähr anderthalb Ken über dem festgestampften Erdboden, und der Raum zwischen den Säulen war nicht ausgefüllt, will sagen, dass die "Hebung" gut sichtbar war, des weiteren bestanden die Wände nicht aus Lehm auf Bambusgerüst, sondern aus horizontal aufeinander befestigten, etwas rauhen, geraden Hinokibalken, und zwar in der einfachsten Kreuzbalkentechnik, darüberhinaus waren beide Gebäude auf einmalige Art von einem dünnen, luftigen, einfachen, fast ländlichen Bretterzaun umgeben, und auch wenn man hier die gleichen Dachziegel verwendet hatte wie andernorts, so verkündeten sowohl die Schatzkammer als auch der Sutrenspeicher eindringlich, dass ihr Sinn, ihr Ziel und Zweck und ihre rituelle Bedeutung anders waren als bei allen anderen Heiligtümern der Klosteranlage, verkündeten es durchaus, vor allem damit, dass es in ihnen keine Fenster gab, alle vier Seiten beider Gebäude

bestanden aus den regelmässigen, ununterbrochenen waagrechten Hinokibalken, aus nichts anderem, so dass beides fast völlig hermetische Konstruktionen waren – fast völlig, da genau in der Mitte der Vorderfront je eine Öffnung für zwei schwere Türflügel angebracht war, es gab also selbstverständlich einen Eingang, und zwar wirklich genau je in der Mitte der beiden Gebäude, zwei Türen, zwei Eingänge, insgesamt vier schwere, aus Akamatsu-Holz geschreinerte Flügel, zwei gleiche Gebäude, nach demselben Prinzip erbaut, rund zwanzig Hiro, also rund hundertzwanzig Fuss voneinander entfernt – bloss ihr Zustand war völlig verschieden, bloss ihre Substanz war jetzt nicht mehr vergleichbar.

Die Schatzkammer war angezündet worden, doch seltsamerweise schien nicht Raub der Zweck gewesen zu sein, am Gebäude war nämlich sonst nicht die mindeste Beschädigung sichtbar: sogar das Wort “angezündet” ist übertrieben, da an den Balken und am Dach lediglich zu sehen war, dass man versucht hatte, sie anzuzünden, dass die Balken gebrannt und ihre Farbe verloren hatten, dass sie jetzt russgeschwärzt und verwaist auf den angesengten Hinokisäulen lagen – die Tür jedoch hatte niemand aufgemacht, offenbar hatte man nicht einmal versucht einzudringen: die Flügel waren unbeschädigt, das Schloss schien unversehrt, nirgends ein Kratzer oder sonst irgendein Zeichen der Gewaltanwendung, nein, nichts, im Gegensatz zum Gebäude des Sutrenspeichers, das zwar nicht angezündet worden war, dessen Türflügel aber, in einer entfernten, unerklärlichen, doch vielleicht nicht ganz zufälligen Parallele zum kaputten Tor des Nandaimon im ersten Hof, beide eingerissen, eingebrochen waren, wobei man hier die Flügel nur aus den unteren Bändern hinausgeschlagen hatte, die oberen hielten noch einigermaßen, von denen hingen sie, traurige Erinnerung an ihre eigentliche Aufgabe, da sie durch die entstandene Öffnung Licht hereinliessen, dorthin, wohin Licht hereinzulassen nie jemand befugt gewesen war.

Im Sutrenspeicher war Dämmerlicht vorgesehen, im Dämmerlicht hatte er den Büchern Schutz zu bieten.

Der Enkel des Prinzen Genji ging langsam um das Shoso herum und blieb dann vor dem anderen Speicher stehen.

Er blickte auf die eingerissene Tür.

Endlich konnte er irgendwo eintreten.

Vielleicht würde er drinnen auch ein Glas Wasser finden.

Er schlüpfte aus den Geta, stellte sie ordentlich vor die unterste Stufe, ging dann in den weissen Tabi geräuschlos die Holzterappe hinauf, machte einen vorsichtigen Schritt über die hohe Schwelle hinweg und betrat das Heiligtum.

XXVII.

Das Zuschneiden der Bambusstreifen erforderte äusserste Sorgfalt. Es musste dem je nach Jahreszeit verschiedenen Feuchtigkeitsgrad und sämtlichen weiteren Umständen, die beim Trocknen der dünnen Bambusplättchen eine Rolle spielten, Rechnung getragen werden, und solcher Umstände gab es mehr als genug, man musste alle Eigenschaften der vorliegenden Bambus-Sorte sowie ihre besondere Empfindlichkeit auf jahreszeitliche und regionale Einflüsse kennen, musste wissen, wie sie auf den warmen und auf den kalten Schatten reagierte, auf das abgeblendete oder das scharfe Sonnenlicht, und überhaupt musste man auf alles Erdenkliche achten, damit die zugeschnittenen, gegen Schädlinge sorglich präparierten, über dem Feuer vorsichtig getrockneten Bambusplättchen wirklich ihrem Zweck entsprachen, dass also ihre Oberfläche schön und gleichmässig war und man nach Erreichen dieser Schönheit und Gleichmässigkeit auf ihnen schreiben konnte, denn darum ging es, die ersten Sutratexte wurden auf solche Bambusstreifen geschrieben, mit Tusche und Pinsel und sicherer Hand und in winzigen, schlecht beleuchteten Werkstätten, auf dünne, und je nach ihrer Bedeutung verschieden lange Bambusplättchen, die dann ganz einfallsreich, wenn auch ein bisschen kompliziert mit einer Seiden- oder Lederschnur aneinander gebunden wurden, womit die ersten Bambusbücher entstanden, und das waren die ältesten und wurden nicht hier, nicht im Sutrenspeicher aufbewahrt, sondern unter den wertvollsten Stücken in den Kästen hinter dem Altar der Goldenen Halle, so wie auch die mit ihnen mehr oder weniger gleichzeitig erfundenen sogenannten Holzbrettbücher/?, unter denen man quadratisch oder rechteckig zugeschnittene, umsichtig polierte, für die Aufbewahrung von kürzeren Texten, das heisst nicht mehr als etwa hundert Schriftzeichen umfassenden Briefen oder Meldungen vorgesehene, aus Deckel und Rücken bestehende besondere Meisterwerke der Buchkunst zu verstehen hat, auf denen dann die Namen des Schreibenden und des Adressaten figurierten und selbstverständlich auch die Adresse, an die das Werk geschickt wurde, worauf das Ganze, also die beiden Holzdeckel, mit einer Schnur zusammengebunden, die Schnur verknotet, der Knoten in Lehm getunkt und dem Lehm auch noch mit einem sogenannten Petschaft ein Siegel aufgedrückt wurde, damit sich jeder unbefugte Zugriff sogleich entlarve - das also war es, was im Kasten hinter dem Altar verwahrt wurde, so wie selbstverständlich auch im Kyozo, denn hier wurden ja nicht nur die Sutren des täglichen Gebrauchs aufbewahrt, sondern auch alle anderen Bücher, die

nicht unbedingt in der schützenden Nähe des Buddha in der Goldenen Halle liegen mussten, so zum Beispiel die Seidenbücher, an deren Alter und unschätzbarem Wert kein Zweifel bestand, die man aber hier in den lichtarmen Verhältnissen des Kyozo, oder vielleicht noch eher wegen der hier geringeren Luftfeuchtigkeit in grösserer Sicherheit wusste als im offenen, der Witterung stärker ausgesetzten Raum der Goldenen Halle, die Seidenbücher also, diese Belegstücke für das folgende grosse Kapitel der Buchkunst, denn das war der nächste epochale Schritt in der Entstehung des Buchs, als man nämlich den Text der heiligen Sutren statt auf Bambusplättchen oder in Holzbrettbücher/?/ auf schneeweisse Seide zu schreiben begann, auf Seidenstoffe, die schon bald nach ihrer Erfindung und Verbreitung eigens zu diesem Zweck gewoben wurden, und zwar so, dass die Länge des zu schreibenden Texts festgelegt und das Seidenstück in entsprechender Grösse gefertigt wurde, indem man auch die Spaltenlinien, die zur Trennung der vertikalen Schriftzeilen dienten, mit hineinwob, worauf dann die heiligen Texte zwischen diese roten oder schwarzen Spaltenlinien geschrieben wurden, dann packte man das Werk mit der grössten Kunstfertigkeit ein, faltete es oder rollte es auf, um es am Schluss in blaue Seide zu binden, und lagerte die prachtvollen Exemplare selbstverständlich mit der äussersten Sorgfalt im ständigen Dämmer des Kyozo an den Wänden entlang und auch in der Mitte des Raums, nämlich auf den lackglänzenden Regalen einer kleineren, sogenannten inneren Bibliothek von quadratischer Form, im Kyozo, wo jetzt deutlich zu sehen war, dass die Sorge um die Unversehrtheit der Seidenbücher sowie der Glanz der lackierten Regale und der schützende Dämmer, ja, auch die tiefergehenden Schutz bedeutende tausendjährige Stille denjenigen, der hier früher einmal eingedrungen war, kalt gelassen hatten, so sehr, dass er sogar eins von den Regalen des inneren Quadrats umgeworfen hatte, doch man sah auch, dass er es zwar umgeworfen hatte, aber sonst nicht wirklich darauf aus gewesen war, Schaden anzurichten, ja, es war überhaupt nicht verständlich, was hier im Kyozo eigentlich vorgefallen war, denn aus dem Anblick konnte man weder auf Raub schliessen, da sich rasch feststellen liess, dass nichts fehlte, noch auf irgendeine barbarische Zerstörungswut, es war also kein Räuber gewesen und auch kein Berserker, der von einem Wahn gepeitscht auf alles, was wertvoll schien, losgegangen wäre, nein, das sah man sofort ganz deutlich, doch welches dann hier und am Nandaimon der Grund dieses offensichtlich sprechenden, wenn auch unerfindlichen, in seiner Grobheit dennoch fast zarten, fast zeichenhaften und also irgendwie überweltlichen Einbruchs gewesen war, was für ein Ziel jener

verfolgt hatte, der das Tor des Nandaimon eingerissen, das Shoso anzuzünden versucht hatte und hier hereingeplatzt war, das lag in einem ebenso dichten Dämmer wie seit tausend Jahren die Wertgegenstände auf den Regalen des Kyozo .

XXVIII.

Die Nagashizuki-Methode bestand im Wesentlichen darin, dass ein etwa drei Shaku langes, ein Shaku hohes Sieb nicht nur einmal, sondern mehrmals in eine Wanne mit Brei aus Pflanzenfasern getaucht wurde, damit auf diese Art das Sieb den Brei in mehreren Schichten auffing, so lange, bis das aufgefangene Material, das am revolutionären Höhepunkt der Geschichte der Buchkunst erfundene Papier, die gewünschte Dicke hatte. Es war ein grosser Schritt, als man darauf kam, einen aus den Wurzeln der Tororo-aoi genannten, zur Hibiskusfamilie gehörenden Pflanze gewonnenen Extrakt dem Brei in der Wanne beizumischen und ihn dadurch fädiger, klebriger, fauler, in seiner Konsistenz noch zähflüssiger zu machen, so dass er besser an dem Sieb haftenblieb. Die Fasern stammten ursprünglich von einer Kozo genannten Pflanze, einer Maulbeerbaum-Art, später ging man zur Rinde einer Mitsumata, dann zu einer Gampi/?/ genannten Pflanze über, wobei die letztere ein besonders feines, elastisches Papier ergab.

Sämtliche Abläufe der Papierherstellung erfolgten unter Einhaltung strenger Reinlichkeitsvorschriften, denn man war der Meinung, dass wirklich edles Papier nur so, nur unter Anwendung strenger Disziplinmassnahmen, zu gewinnen war. Jede einzelne Arbeitsphase war genau geregelt, von der Vorbereitung des Rohmaterials bis zur wichtigen Etappe des mit natürlichster Methode, nämlich mit Hilfe des Sonnenlichts, erfolgenden Bleichens, und man war allgemein überzeugt, dass die sagenhafte Qualität des resultierenden Washi ausschliesslich einer solchen Disziplin zu verdanken war, eine Qualität, die sich im Fall der auserlesensten Papiere sehr oft erst Jahrhunderte später zeigte, dann aber wirklich.

Denn das war in der Tat die entscheidendste Phase der Buchkunst, die Entdeckung des Papiers, das Erlernen der Papierherstellung in den Werkstätten des in allem bewundernswürdigen, unerreichbaren und ein unverbrüchliches Ansehen geniessenden, unvergleichlichen China, dann das Heimischwerden dieser Technik in Japan, in den Hinterhöfen der Klöster und vornehmen Anwesen, und schliesslich das erste Auftreten des Papiers und der Buchrollen, denn zuerst gab es die Buchrollen, die anfangs so entstanden, dass man das vollgeschriebene Blatt unten mit dem nächsten zusammenklebte und das wiederum mit dem nächsten, bis man einen einzigen langen Papierstreifen mit dem vollständigen Text hatte, den man zuerst zur berühmten Fächerform faltete und Sutrabindung nannte, wonach man merkte, dass auch eine

andere Methode möglich war, die den Büchern besseren Schutz bot, nämlich das Aufrollen, das Aufbewahren in Rollen, zuerst einfach indem man das Papier nahm und es zu einer Rolle drehte, dann aber wurde aufgrund der praktischen Erfahrungen bald die um einen Stab gewickelte Variante erfunden, womit die wahre Buchrolle geboren war, bei welcher der Stab zumeist aus einem schlichten, dicken, polierten und bemalten Rottannen-Stock bestand, bei wertvolleren Büchern aus Elfenbein, glasiertem Ton, Gold, ja, auch aus Jade, jedenfalls wurde das beschriebene Papier daraufgerollt, auf welche Art aber, das war natürlich ebenfalls sehr wichtig, das machte den Adel des Ganzen aus und war selbstverständlich von höchstem Belang, denn es bedeutete ja auch Schutz, in dessen Interesse man das beschriebene Papier zusätzlich noch auf Seide oder auf ein anderes, starkes Papier aufklebte, damit es haltbarer und widerstandsfähiger werde, und indem man die verstärkende Seide oder das Papier über den aufgerollten Text hinaushängen liess, gab man der Buchrolle ihre klassische Form, mit dieser Kleinigkeit, die einerseits einem wichtigen praktischen Ziel diente, andererseits uneingeschränkter Ausdruck des Strebens nach dem Schönen war, da man in den überhängenden, über die Rolle geschlagenen Schutzumschlag in der Mitte zusätzlich noch ein feines Bändchen einzog und damit die Rolle am Stab festband, worauf man jahrhundertlang mit der Frage spielte, ob man bei der exquisiten Ausführung dieses Bändchens eher den Farben oder dem hochwertigen Material oder auch der leichten Eleganz des Knotens die grössere Bedeutung beimessen solle.

XXIX.

Unter normalen Umständen hätte nicht die geringste Aussicht darauf bestanden, dass er in einem Kyozo Wasser fand, es war bei ihm auch eher nur ein Bedürfnis als eine wirkliche Hoffnung, und so war er überrascht, als er beim Betreten des Sutrenspeichers im hereinsickernden Licht gewahr wurde, dass sich beim Eingang, auf dessen linker Seite zehn, fünfzehn winzige Leuchter in einem Holzkasten standen, rechts ein einfaches Tischchen und ein Stuhl befanden, vielleicht für einen Aufsicht haltenden Mönch, und dass auf diesem Tischchen ein halbvoller Wasserkrug und daneben zwei verbeulte Blechbecher standen.

Er schenkte in einen der Becher etwas Wasser ein, benetzte zuerst seine Lippen und trank es dann aus.

Auf der ganzen Ostseite des Speichers nahmen die in teure Seide gewickelten Buchrollen die hohen, lackierten Regale ein, mit nach aussen ragenden Stäben, von denen Holztäfelchen hingen, die das Wesentliche angaben, den Namen des Autors, den Titel des heiligen Buchs sowie die Nummer der einzelnen Rolle innerhalb eines ganzen Werks, Holztäfelchen, die also darüber informierten, von welcher Sutra, welcher kaiserlichen Botschaft, welcher erbaulichen Geschichte in der jeweiligen Rolle die Rede war. Auf der Westseite hingegen waren die gedruckten Bücher aufgereiht, die ersten Exemplare der in Holzdruck hergestellten echten Bücher, dieses letzten, entscheidenden Kapitels der Buchkunst, und zwar so aufgereiht, dass in einem Teil der Regale die Bücher standen, die noch in Leporellofaltung hergestellt waren, bei denen nach altmodischer Methode auf zwei bedruckte Seiten zwei leere folgten, im anderen Teil hingegen die Bücher, bei denen sich die Bindung an der hinteren Kante der Blätter befand und sich also der Text nicht auffaltete, nicht weiterflatterte, sondern die früher regelmässig aufscheinenden leeren Seiten jetzt schon nach innen gewandt waren, so dass alle nach aussen gefalteten Seiten bedruckt werden konnten und einige der heftartigen Bände bereits härtere Einbände hatten. Die einzelnen Werke, sei es ein Shoshinge Wasan, sei es eine Ausgabe des Kannon Reigenki, sei es die berühmte Gedichtsammlung des Hyakuin-issu, oder ein wertvolles E-iri Genji Monogatari, die einzelnen Werke bestanden jedenfalls aus vielen dünnen Bändchen, zu deren Schutz nach einer Zeit mit blauem Stoff bezogene Kartonschachteln verwendet wurden, und dabei blieb es auch, von ihrer Erfindung an wurden die zahlreichen Früchte der Druckkunst fast immer in solchen Schachteln aufbewahrt, so auch hier, in diesem

Kyozo, wo auf der einen Seite die Regale von grossen, blaubezogenen Kartonschachteln besetzt waren, womit den empfindlichen Bändchen Schutz geboten und die wohlbekannt Form des traditionellen japanischen Buchs geboren war, wobei man zu jeder Zeit, von den Anfängen bis zu den neusten Techniken, streng der Tradition folgte, im wahrsten Sinn des Wortes, denn es mochte ein Werk in jeder beliebigen Epoche entstehen, die Tradition, ob sie nun die stets gleicherart erfolgende Herstellung des sogenannten "Mundes", also der Faltkante der holzgedruckten Seite, betreffe oder die Herstellung und Benennung der "Wurzel" und der mit Goldbrokat bezogenen Ecken/?/ des Buchs oder die verschiedenen Praktiken und Materialien beim Binden oder die Ordnung der Bücher auf den lackierten Regalen eines Speichers - die Tradition blieb die ganze Zeit bestimmend, die Tradition war auch im Fall des allerneusten Buchs der ausschliessliche Massstab der Arbeiten, das Buch, so auch die Schätze dieses Kyozo, wurde also von der Tradition hervorgebracht und von der Tradition erhalten, und das hiess im Grunde nichts anderes, als dass man diszipliniert, aber auch stets elastisch und natürlich die auf Erfahrung beruhenden praktischen Vorschriften befolgte, es war das konsequente Vorgehen konsequenter Meister und war ganz einfach Vertrauen darauf, dass es sie, die Tradition, gab und dass sie in der Beobachtung und Nachahmung der Natur und in der Ehrfurcht vor der inneren Ordnung der Dinge gründete, dass also weder ihr Sinn noch ihre Reinheit dem geringsten Zweifel unterstanden.

XXX.

Jemand hatte ihn an der ersten Station nach Shichijo zu sehen vermeint, und so stiegen die acht bis zehn Männer, die man auf die Suche nach ihm geschickt hatte, hier aus dem Keihan-Zug.

Alle trugen europäische Kleidung, und alle waren sturz betrunken.

Sie standen verloren, schwankend und ratlos eine Weile hinter dem Stationsgebäude herum und starrten auf die von dort abgehenden Strassen. Dann zeigte einer aufs Geratewohl in eine Richtung, und sie machten sich dorthin auf. Zwei führten die Gruppe an, sich aneinander klammernd. Die anderen folgten wankend, schwankend und stolpernd. Von Zeit zu Zeit rief ein hinterer einem vorderen etwas zu, ohne je eine Antwort zu erhalten.

Auf der Strasse keine Menschenseele, nur weiter oben streckte eine alte Frau den Kopf aus dem Torspalt eines Hauses und musterte die Näherkommenden misstrauischen Blicks. Der Blick verhieß nichts Gutes, aber sie hatten keine Wahl: sie mussten sie anreden.

Ob sie nicht zufällig den Enkel des Prinzen Genji gesehen habe.

Die Alte stand eine Weile völlig reglos und mass sie mit einer Miene, als sähe sie auf dem Gehsteig einen abstossenden Dreck.

Dann schüttelte sie wortlos den Kopf, worauf sie sich rasch, als fürchtete sie, angegriffen zu werden, in den Hof zurückzog, den Holzriegel vorschob, aber keine Schritte hören liess, sie schien nicht ins Haus zu flüchten, sondern stand offenbar hinter dem verriegelten Tor und wartete und lauschte, ob sie schon abgezogen waren.

Der Enkel des Prinzen Genji.

Widerliche Säuferbande.

Den Namen hatte sie noch nie gehört.

XXXI.

Im Inneren des Kyozo, genau in der Mitte des Heiligtums, stand die verkleinerte Kopie des Kyozo selbst. Sein quadratischer Grundriss folgte getreu, bloss in einem um etliche Shaku verkleinerten Massstab, dem Grundriss des Kyozo, und die aus Regalen bestehenden vier Wände, Nachbild der Wände des Gebäudes selbst, beziehungsweise die Tatsache, dass man den aus Gestellen bestehenden Wände auch noch ein symbolisches Dach aufgesetzt hatte, verlieh diesem beispiellosen inneren Heiligtum eine besondere Bedeutung, und sein Eingang, eine sehr schmale, sehr niedrige, in die Regalwand geschnittene Öffnung, befand sich der Tür des Kyozo gegenüber und verheimlichte nicht, dass sie nur für einen einzigen Menschen angebracht, dass sie lediglich für einen Menschen gedacht war, der dann nur mit stark eingezogenem Kopf und seitlich gewandtem Körper in diesen inneren Raum hineinschlüpfen konnte, dass man sich also vorgestellt hatte, dass drinnen in diesem kleineren Heiligtum innerhalb des grossen Heiligtums, in dessen Mitte ein niedriger, breiter Tisch stand, dass hier in jedem Fall nur ein einziger Mensch sitzen würde, dass nur ein einziger Mensch mit einem Leuchter in der Hand die Seiten der auf der Ost- und auf der Westseite aufbewahrten, dort herausgesuchten und von dort hierhergebrachten aufgerollten oder geöffneten Bücher auffalten oder blättern würde, denn für mehr Menschen gab es hier keinen Platz, der Raum machte mit seinen Ausmassen klar, dass man mit mehreren Personen gleichzeitig überhaupt nicht gerechnet hatte, so war es geplant, so war es ausgeführt, was hingegen die Aufgabe der aus Regalen bestehenden vier Wände betrifft, von denen jetzt eine unverständlicherweise auf dem Boden lag, umgeworfen, zerbrochen, auch das schien weitgehend eindeutig, denn hier bewahrte man die für dem Kloster unentbehrlichen Gebetbücher für den täglichen Gebrauch auf, von denen jetzt einige schöne Exemplare unter dem Regal begraben und zerdrückt waren oder beschädigt auf dem Boden des Heiligtums herumlagen, bis zum Einbruch hatte man also hier die mehreren hundert Exemplare des Diamantsutra aufbewahrt, und zwar alle in ihren Kartonschachteln, die Titel, Bezeichnungen und Ordnungsziffern nach aussen gewandt, damit man sie von aussen identifizieren und herunterholen und sie also aus dem Kyozo mit hinausnehmen konnte, ohne jenen inneren Raum betreten zu müssen, der einem ganz anderen Zweck, einer ganz anderen Aufgabe geweiht war, dass man nämlich dort in den Gebeten des Hyakumanto Dharani versinken, auf der Suche nach Zeugnissen von Kobo Daishis Genie ungestört die schriftlichen Belege seines

Shingon-Glaubens studieren, dass man in der unvergleichlichen Sammlung heiliger Bücher, des Tendai, des Miroku, des Dainichi, Ruhe finden könne, wenigstens ein paar Stunden des Friedens und des Ungestörtseins, so wie es jetzt dem Enkel des Prinzen Genji möglich wurde, denn tatsächlich fand er hier diesen Frieden und diese Ungestörtheit, da er, den Ort der Zerstörung umgehend, in das innere Heiligtum hineinschlüpfte, sich ehrfürchtig in Richtung der gegenüberstehenden Säule verneigte und sich dann auf den Tatami hinunterliess, worauf ihm – während er langsam, Reihe für Reihe, die Titel der in seiner Nähe befindlichen Bände zu studieren begann – die Augenlider schwer wurden und ihn der Schlaf übermannte.

XXXII.

Es war im letzten Jahrzehnt der Tokugawa-Zeit gewesen, dass er darüber gelesen hatte, nämlich als ihm zufällig das mit *Hundert schöne Gärten* betitelte, berühmte illustrierte Werk in die Hände kam und er darin blätterte und gleich gefesselt war, und obwohl alle neuneundneunzig anderen hochinteressant waren, packte ihn am stärksten die Abbildung des hundertsten, des sogenannten verborgenen Gartens, er las die Beschreibung, betrachtete die Zeichnung, und Text und Zeichnung zusammen wurden in seiner Vorstellung sogleich zur Realität, und von da an ging ihm der Garten nicht mehr aus dem Sinn, von da an liess ihn der verborgene Garten nicht mehr los, er konnte ihn sich nicht aus dem Kopf schlagen, sah ihn fortwährend vor sich, auch wenn er nicht greifbar vorhanden war, sah ihn, und nach einiger Zeit verstand es sich von selbst, dass er ihn auch in Wirklichkeit zu sehen wünschte, will sagen, dass er Anweisung gab, man solle ihn suchen, beziehungsweise den Befehl, man solle unverzüglich mit Nachforschungen beginnen, bloss war schon der Beginn dieser Nachforschungen einigermaßen holperig, und was danach kam, war erst recht schwerfällig, quälend langsam, dauend nur ein unsicheres Herumtasten und Mutmassen, die beauftragten Akademiker waren in Verlegenheit, und sie mieden augenscheinlich die Gelegenheiten, da sie hätten Rechenschaft ablegen müssen, wie die Sache stand, es war auffällig, wie stockend die berühmten Gelehrten redeten, wenn man sie endlich soweit hatte, dass sie etwas sagten, um den Preis, sagten sie dann sich räuspernd, um den Preis grösster Schwierigkeiten habe man eine sogenannte Spur gefunden, von der man durchaus Folgendes sagen könne: sie führe irgendwohin, woraus er, der Enkel des Prinzen, sogleich folgerte, dass da gar nichts war, dass sie nicht das Geringste gefunden hatten, auch keinerlei Spur, und er war sich natürlich auch im klaren darüber, dass die *Hundert schönen Gärten* schuld waren, da die darin stehende Beschreibung und die betörende Zeichnung spielerisch und unbarmherzig keine genauen, ja, um die Wahrheit zu sagen: überhaupt keine Angaben enthielten, wo sich denn dieser erwähnte, verborgene und so zauberhaft wirkende Garten eigentlich befand, es war sogar schon äusserst schwer, die Stadt, den Ort, die Provinz zu identifizieren, war vielleicht geradezu hoffnungslos, mehr als einmal schien es, als sei das Ganze komplett und vollumfänglich hoffnungslos, als sei das Ganze von Anfang an ein aussichtsloses Unterfangen gewesen, als habe dieser Garten bloss in der Phantasie des Autors der *Hundert schönen Gärten* existiert, sei bloss ein Privatspass

zur Irreführung des Lesers gewesen, und so gelangte man immer wieder an den Punkt, wo man die Sache aufgeben wollte, ja, einige der beauftragten Leuchten der Gelehrtenwelt versuchten mehrmals, vor allem zu Beginn der Meiji-Zeit, ihren ganzen Mut zusammenzunehmen und, ohne dass er den Abbruch des Unternehmens befohlen hätte, bei ihm vorstellig zu werden, damit er den seit Jahrhunderten dauernden Bemühungen ein Ende setze, doch natürlich wurde weder aus dem Mutzusammennnehmen noch aus dem Vorstelligwerden etwas, nicht nur in grösster Verlegenheit und sondern auch, indem sie den Rechenschaftsbericht immer wieder hinausschoben, sagten sie ihm, wenn es doch soweit kam, momentan seien sie gerade etwas ratlos und noch nicht ganz fündig geworden, ja, auch das mit *Hundert schöne Gärten* betitelte Werk selbst, zufällig der wertvollste Besitz des Enkels des Prinzen Genji, sei, so brachten sie eines Tages die traurige Kunde, ebenfalls verschollen, nicht mehr an seinem Ort in der prinzlichen Bibliothek, wo es aufbewahrt gewesen war und wo es hätte sein müssen, und auch sonst nirgends, wo es noch sein konnte, obwohl man alles durchwühlt, alle geköpft habe, die für den Verlust verantwortlich sein mochten, spurlos verschwunden, sagten sie und fielen vor ihm nieder, weg sei es, gestanden sie, und so sei dieser Garten, falls er je existiert habe, sagten sie unter der Bestrafung weinend, ebenfalls dahin – falls er je existiert habe, hallte es im Enkel des Prinzen Genji wider und hallte dann in seiner Erinnerung noch oft und immer öfter wider, doch ohne die kleingläubige Trauer im Hintergrund wie bei seiner ihn besorgt umflüsternden Eskorte, sondern im Gegenteil mit einer sanften, beharrlichen, kraftvollen Ermunterung von der schattigen Seite der Erinnerung her, nämlich dass es diesen Garten sehr wohl gebe, dass er, und mochte das Buch auch wirklich verloren sein, durchaus existiere, dass er zwar schon sehr verborgen sei, aber irgendwo jeden Frühling zu neuem Leben erwache und sich jeden Winter zur Ruhe begeben, ein ganz kleiner Garten, hatte die ursprüngliche Beschreibung gelautet, in einem belanglosen, von niemandem aufgesuchten, vernachlässigten Teil eines grossen Klosters, aber doch *da*, hatte der Autor nachdrücklich geschrieben, und wer ihn finde, so hatte er entzückt formuliert, und ihn erblicke, der werde seine, des Autors der *Hundert schönen Gärten*, begeisterte Beschreibung nicht für übertrieben halten, denn er werde erfahren, dass dieser Garten die letzte Vollendung der Idee des Gartens darstelle, da man ihn am besten charakterisiere, wenn man sage, dass sein Schöpfer “die Einfachheit erreicht” hat, ein Garten, hatte mit spürbarer Leidenschaft der Autor geschrieben, der mit unendlich komplexen Kräften das unendlich Einfache ausdrücke, ja, er habe “einen

nicht weiter zu vereinfachenden” Zauber, der aber mit unerhörter Kraft die ganze innere Schönheit der Natur ausstrahle, einen kleinen Garten also, das suchte er, das war es, was er – nachdem er sämtliche Bereiche des Klosters, wo die Erbauer überhaupt nur Gelegenheit gehabt hatten, Nebentempel und Unterheiligtümer hinzustellen, abgeklappert hatte – auch diesmal am angenommenen Ort nicht gefunden hatte, und so kam ihm nun hier in der traumartigen Stille des im Sonnenuntergang verdämmernden Heiligtums das Gefühl, dass er vielleicht an dem Punkt angelangt war, wo er nach so vielen Jahrhunderten der Hoffnung wenigstens sich selbst eingestehen sollte, dass er den Garten nicht gefunden hatte, dass er, auch wenn er an seiner Existenz nicht zweifelte, vielleicht besser daran tat, von nun an denen Recht zu geben, die diese seine Sehnsucht doch schon für krankhaft, für den hysterischen Krampf einer fiebrigen Anziehung, für den Ausdruck einer übertriebenen, unbegründeten und seit Jahrhunderten viel zu viele Kräfte beanspruchenden, sinnlos gewordenen, besessenen Suche, beziehungsweise ihres nicht rechtzeitig eingestandenen Scheiterns ansahen – er sass aufgerichtet in der friedlichen Stille des Kyozo und betrachtete die saubere Oberfläche des wunderschön lackierten Tisches und dachte, dass er nun eben... demnach... auch hier nicht fündig geworden war, und dass die nachträglichen Informationen, die auf dieses Kloster als einen möglichen Fundort hingewiesen hatten, dass die offenbar doch falsch gewesen waren, dass wieder einmal irreführende Informationen seine Phantasie entzündet, ihn wieder einmal falsche Angaben und Ratschläge aufgewühlt und angetrieben hatten, was auch bedeutete, dass es ein Fehler gewesen war, dachte er, während er schläfrig den Kopf niederlegte, das ganze heutige Abenteuer ein Fehler, Zeitvergeudung am späten Vormittag und Zeitvergeudung am frühen Abend, ein Fehler, dass er gekommen, dass er der strengen Aufsicht der Eskorte unbemerkt entlaufen war, dass er die Stationen und den Fahrplan der Keihan-Schnellbahn studiert und sich einen Stadtplan verschafft hatte, um sich den Verlauf der Strassen einzuprägen und herauszufinden, wie er zum Kloster gelangen konnte, ein Fehler und ein völliger Misserfolg das Ganze, mitsamt dem heimlichen Plan und der Flucht und der Fahrt im Keihan und dem Marschieren durch die Gässchen, den Berg hinauf.

Er sah unter dem demolierten Regal den traurigen Haufen der beschädigten Sutren, sah die östlichen und westlichen Regale des Kyozo, nahm das durch die eingebrochene Tür hereinsickernde, jetzt schon schräge Licht wahr – als plötzlich ein Bild durch seinen Kopf blitzte... und gleich wieder weg war, ein Bild, so rasch wieder

verschwunden, dass er nicht einmal feststellen konnte, was es enthielt, es durchzuckte ihn, loderte auf und erlosch, während er dort im inneren Heiligtum vor dem Tisch sass und sich sein ganzer Körper vom Erscheinen und Verschwinden des Bilds anspannte, so rasch war es gekommen und so rasch wieder verlorengegangen, dass er nur seine Bedeutung begriff, sein Gewicht, während von seinem Inhalt nichts übrig war, und so spannten sich alle seine Muskeln an, auf diese Art wartete er, dass doch noch einmal erscheine, was so unverhofft aufgetaucht war, er bestürmte, marterte und verkrampfte sein eben noch im Schlaf versunkenes Gedächtnis, bestürmte, marterte und verkrampfte seinen lädierten, allzu empfindlichen kranken Kopf, um vielleicht doch heraufzubeschwören, was er gesehen hatte, obwohl er wusste, dass es unnötig war, obwohl er wusste, dass es umsonst war, denn wie oft war ja schon vorgekommen, dass so ein Erinnerungsfetzen in seinem Gedächtnis erschien, um dann endgültig gelöscht zu werden, und so würde es auch diesmal sein, dachte er bitter, das Bild, was immer es gewesen sein mochte, war jetzt endgültig weg, würde nie wieder kommen, als hätte es nurmehr die Kraft gehabt, in einem lädierten, allzu empfindlichen kranken Kopf für einen Augenblick aufzublitzen, um dann gelöscht zu werden, unverzüglich, endgültig, unwiederbringlich, in alle Ewigkeit.

XXXIII.

Alles in allem nur ein bisschen Wasser aus einem Blechbecher und ein paar Stunden Schlaf in der Ruhe des inneren Heiligtums des Kyozo, und der Enkel des Prinzen Genji war wieder bei Kräften.

Er sass reglos im feinen Duft der Tatami.

Er war genauso reglos und genauso wach wie die Exemplare des Diamantsutra ringsum in der Ordnung der heil gebliebenen Regale und ringsum auf dem Boden, und so gab es dort drinnen nichts mehr, das eine grössere Geschwindigkeit gehabt hätte als anderes.

Er schien nicht einmal zu atmen. Er konzentrierte seinen Blick nach wie vor auf den spiegelglatten schwarzen Lack der Tischplatte, und darauf, dass auf diesem glänzend lackierten Tisch: nichts war.

Von draussen fiel durch die Öffnung der eingedrückten Tür das Licht der untergehenden Sonne schon ganz flach herein.

Nicht weit hinter dem Kyozo kauerte unter dem dichten Gezweig eines hohen Azaleenstrauchs ein tollwütiger Fuchs, sprungbereit.

Er hatte beide Augen offen und blinzelte nie.

Und in diesen schrecklichen, starren, trüben roten Augen war nur eins: lodernder Wahn.

Der Abend senkte sich herab.

Die Magnolien schienen langsam ihre mächtigen Blütenblätter zusammenzuziehen.

XXXIV.

Er rührte sich erst, als es schon beinahe dunkel war. Erhob sich langsam und kam mit geräuschlosen Schritten durch die Tür des Kyozo heraus. Er hätte auch geradewegs in Richtung des Nandaimon gehen können, da er ja wusste, dass er das Gesuchte nicht gefunden hatte, er hätte gehen können, doch dann beschloss er: bevor er den Ort verliess, würde er sicherheitshalber die andere Richtung wählen und die ganze Anlage noch einmal abschreiten.

Er zog die Geta an und machte sich von den Speichern auf den Weg nach unten, überquerte den Hof, betrachtete die stummen Fassaden der Bürogebäude, der Waschwäuser, der Bäder und des Refektoriums, marschierte schliesslich bis zum Ende des Klosters, wo der Friedhof begann und der Gemüsegarten und wo die Wirtschaftsgebäude und die Fischteiche angesiedelt waren, machte dann kehrt, ging erneut an den Speichern, am Nebentempel, an der Lehrhalle vorbei, ging über den Hof und am geschlossenen Haupttor der Residenz des Abts vorüber, wich dem mächtigen Gebäude der Goldenen Halle aus und blieb schliesslich vor dem grossen bronzenen Räucherbecken stehen, zündete ein neues Bündel der in der dichten Asche steckenden Räucherstäbchen an, stellte sich etwas abseits, hob die Hände zum Gebet und neigte den Kopf.

Am Rand des Klosters, neben den Fischteichen, stand eine anspruchslose Bretterbude. Der Enkel des Prinzen Genji hatte es nicht für wert befunden, genauer hinzuschauen. Er hatte recht, es gab keinen Grund dafür, seiner Suche hätte es nicht gedient. An die Seite der Bretterbude hatte jemand dreizehn Goldfische genagelt, nur die hingen da tot herunter, und ihre glänzenden Schuppen waren schon eingetrocknet. Die Nägel hatte man ihnen durch die Augen hindurch ins Holz geschlagen.

XXXV.

Unter dem Kloster erbebt die Erde.

Es war ein ganz leichtes, kaum wahrnehmbares Beben, doch die hiesigen Dinge hatten darin eine solche Routine, all die Gebäude waren sich derartige Erdstöße so sehr gewöhnt, dass im Kloster auch diesmal nichts zu spüren war, dass man weder den Dingen noch den Lebewesen irgendeine Welle von Angst anmerkte, obwohl man sehen konnte, wie die Heiligtümer zitterten, wie die drei grossen Tore und die Glocke im Glockenturm zitterten, wie die Konsolen in den gedeckten Korridoren zitterten, wie die Säulen und wie die Pagode und alle Dächer zitterten, wie drinnen die Buddhas zitterten und die Shoji in ihren Rahmen, wie die Buchrollen in den Regalen zitterten und die verstreuten Sutren auf dem Boden des Kyozo, man konnte sehen, wie draussen unter dem Gingko der tote Hund zitterte und wie auch der wegblickende Buddha in seinem vergoldeten Schrein zitterte, aber es war wirklich nichts von einer Angst zu spüren, sondern nur... ein Warten, irgendwie wartete jeder einzelne Gegenstand, jede einzelne Buchrolle, jeder einzelne Buddha und jedes einzelne Tor und jede Ameise und Magnolie und sogar auch das Fell der Ratte: wartete, wartete auf das, was kommen würde, ob aus dem leichten Beben etwas anderes würde, nur das war es, ein Warten, sonst nichts, nur das war zu spüren, solange es dauerte, und es dauerte vielleicht nicht länger als eine lange Minute und war schon vorbei, hatte schon aufgehört, hatte sich gelegt, die Erde beruhigte sich, die Dinge beruhigten sich, und alle Heiligtümer, alle Tore und alle Buddhas in den Heiligtümern hörten zu zittern auf, so auch die Säulen, die Dächer, die Sutren, und auch das Fell der Ratte zwischen den Kohlköpfen zitterte nicht mehr, im Untergrund war alles stehengeblieben, nichts rührte sich mehr, Ruhe herrschte, und die Stille hatte wieder ihre ursprüngliche Eigenschaft, so wie auch die vertrockneten, stinkenden Leichen der dreizehn angenagelten Fische zu schaukeln aufgehört hatten, nachdem sie vorhin, in jener langen Minute, gemeinsam, im gleichen Rhythmus, wie in einem Totentanz, an den Nägeln sachte hin und her gependelt waren.

XXXVI.

Die Residenz des Abts bestand aus fünf sich hintereinander öffnenden Räumen. Ihre Ausmasse betrug einige wenige Tatami, und da ihre jeweilige Funktion so offensichtlich war, fiel es nicht schwer, sie je voneinander zu unterscheiden. Vom gedeckten Korridor, der von der Goldenen Halle hierherführte, gab es als erstes eine Tür zu einem völlig leeren Zimmer, doch anscheinend wurde von dorthier dieser Eingang nicht benutzt, denn er war mit einem mächtigen Zierschloss versehen. In diesem kleinen Raum befand sich tatsächlich nichts: sechs Tatami deckten den Fussboden, und statt von Wänden war er von Fusuma- Schiebetüren umgeben, die aber völlig starr und streng zusammengezogen waren, mit stark verblichenen Gemälden im chinesischen Stil auf ihrem schmutzig gewordenen Reispapier. Daneben befand sich eine Art Amtsraum, der kaum grösser war und wohl das Büro des Abts darstellte: auf beiden Seiten standen auf dem Linoleumfussboden europäische Tische, Stühle und Schränke, und diese Tische, Stühle, Schränke waren überladen mit Akten, Registern, Dokumentenmappen und modernen Büchern, da waren elektrische Lampen, ein alter Computer, Telefone und Schreibmaschinen, während dieses auf der Höhe der Tische und Schränke herrschende Durcheinander in einer Ecke wettgemacht wurde durch die gewichtige Ruhe eines auf dem Boden stehenden Safe. Der Raum war von dem nächsten nicht wirklich getrennt, das heisst, das eine Paar Schiebetüren, mit dem man die beiden Räume deutlich hätte trennen können, war entfernt worden, womit dieser Teil der Residenz gewissermassen gestreckt, sein Grundriss beinahe verdoppelt worden war, gleichsam zum Zeichen, dass der Übergang von einem Raum zum anderen frei war, als wäre es wichtig zu signalisieren, dass das Büro und der anschliessende, mit Tatami bedeckte Raum, der vermutlich das Besucherzimmer war, wo der Abt die zu ihm pilgernden Laien, Mönche und Gäste empfing, dass diese beiden Räume zusammenhingen. In der Mitte markierte ein mit gelber Seide bezogenes, bequemes Sitzkissen den Platz des Abts, ringsum hingegen lagen kleinere, in grobes Leinen genähte Kissen herum, lagen unordentlich herum, als hätten sich die Besucher gerade von ihnen erhoben, hätten den Raum gerade eben verlassen. Schräg hinter dem Sitzkissen des Abts hing in der Tokonoma-Wandnische ein dünnes Rollenbild, darauf in einunddreissig Schriftzeichen ein geheimnisvolles und nicht ganz regelgerechtes Waka-Gedicht von Kobo Daishis berühmtem verstossenem Sohn:

*Der Buddha geht nicht weg
Der Buddha kommt nicht her
Den Buddha vergeblich, der Buddha ist nicht da
Hinunterblicken in die Tiefe, nach nichts suchen
Es gibt keine Fragen.*

An der gegenüberliegenden Wand hingegen trennte doch eine Schiebetür dieses also vermutlich dem Empfang der Besucher dienende Zimmer von einem weiteren, grösseren Raum, dessen Funktion am wenigsten leicht auszumachen war, abgesehen davon, dass es der Ort war, wo man von draussen eintreten konnte. Es mochte ein Ruheraum sein, wo die Gläubigen, die Gäste oder Mönche warteten, oder es mochte, nach einem niedrigen Tischchen zu urteilen, hinter dem ebenfalls ein Sitzkissen lag, eine Art Sekretariat sein, wo Vertraute des Abts die Besucher aussiebteten oder in Erfahrung brachten, wer in welcher Angelegenheit gekommen war, um dann zu entscheiden, wer was brauchte und ob es wirklich unumgänglich war, dass er den Abt störte, und so mochte es also auch der Raum des Zurückhaltens sein, aber alles in allem war auch nicht ausgeschlossen, dass er einfach dazu diente, zwischen den Amtsräumen und dem auf der anderen Seite liegenden, dem Privatleben des Abts vorbehaltenen Zimmer einen Schutz darzustellen.

Denn in der Tat: von hier, von diesem vierten, grösseren Raum öffnete sich die innere Residenz des Abts, ein ganz kleines Zimmerchen, das kleinste von den fünf.

Statt des Fusuma gab es hier eine europäische Tür mit einem europäischen Schloss.

Das Zimmer war vollgestopft, und es herrschte eine komplette Unordnung.

Ein Wirrwarr von verschiedensten Gegenständen: auf dem Boden Geschenke, Mengen von Opfer-Sakeflaschen, Haufen von Büchern und Illustrierten, ein grosses amerikanisches Filmplakat an der Wand, ein ungemachtes Bett, und dem Bett gegenüber, auf einem an die Wand genagelten Regal ein primitives Fernsehgerät mit Zimmerantenne, eine nicht gelöschte Lampe, wiederum auf dem Boden eine Armbanduhr, ein Telefon, Hosen und Hemden und Socken, vermischt mit zahllosen Dogi und Alltags-Kimono und Gürteln und Tabi und Geta, mit Zeitungen, Tellern, Essstäbchen und Briefen und Umschlägen und Plastiktüten, ein riesiges Chaos, schmutzig, unaufräumbar, eines äbtlichen Alltags heimlicher Schauplatz, der gewöhnlich von der Aussenwelt dicht verschlossen war.

In der Mitte des Zimmers stand ein niedriges Tischchen, darauf, zwischen Gläsern mit einer eingetrockneten Flüssigkeit, vier grosse Flaschen Johnny Walker. Drei schon ganz leer, die vierte noch zu einem Drittel mit Whisky gefüllt.

Der Abt musste es eilig gehabt haben, als er wegging.

Er hatte vergessen, den Deckel wieder auf die Flasche zu schrauben.

Das ganze Zimmerchen stank nach Whisky.

Auf dem ungemachten Bett hingegen lag, so wie man es während des Lesens, genauer, so wie man es, aus einem aktuellen Grund das Lesen unterbrechend, für den Augenblick und deshalb nachlässig beiseitewirft, mit dem Rücken nach oben und ungefähr in der Mitte geöffnet und wirklich einfach hingeschmissen, ein Buch in französischer Sprache. Der Titel, den man von seinem Rücken ablesen konnte, lautete *Das Unendliche, ein Irrtum*. Sein Autor nannte sich: Sir Wilford Stanley Gilmore.

XXXVII.

Der Enkel des Prinzen Genji faltete die Hände zum Gebet und verneigte sich zweimal tief in Richtung der Goldenen Halle.

Doch er nahm nicht den Weg auf die Tore zu, sondern zurück, entlang der rechten Seite des Klosters.

Er hoffte, dass er, auch wenn hier alles menschenleer war, den Tempelvorsteher doch an seinem Ort finden würde.

Er blieb vor der Residenz des Abts stehen, dort, wo die Aufschrift den Eingang angab, räusperte sich und sagte einen leisen Gruss.

Es kam keine Antwort, und so versuchte er vorsichtig die Schiebetür zu öffnen.

Sie war nicht verschlossen.

Der Enkel des Prinzen Genji trat ein, blieb im ersten, dem Zurückhalten oder Warten dienenden Raum, stehen und grüsste den Vorsteher nun schon mit lauter Stimme.

Es kam keine Antwort.

Ringsum war es völlig still.

Er wünschte in keiner Weise, sich zu entfernen, ohne den Vorsteher über seine Anwesenheit unterrichtet zu haben, und so blickte er um sich und beschloss, die Tür zu öffnen, die gerade am nächsten war. Die nächste Tür führte, was er nicht wusste, zur Privatresidenz des Abts, und nachdem er die Klinke hinuntergedrückt und sich vergewissert hatte, dass auch diese Tür offen war, trat er gesenkten Hauptes dort ein.

Es war niemand im Zimmer.

Daraufhin, noch im ersten Moment, da er noch nicht wirklich hingeblickt hatte, dachte er, er würde sich ein geeignetes Stück Papier, einen Pinsel und Tusche suchen, um dem Abt in einigen wenigen Zeilen mitzuteilen, er sei hier gewesen, und er bedaure, dass ein Zusammentreffen, wie er es sehr erhofft habe, diesmal nicht hatte stattfinden können.

Doch dann stockte er an der Schwelle.

Er blickte auf das Chaos der übereinandergeworfenen Kleider und Teller und Stäbchen und Dogi und Kimono und auf die Gläser und Whiskyflaschen, blickte auf dieses seltsame Sammelsurium, sein Blick verweilte auf dem amerikanischen Filmplakat, verweilte auf dem Fernseher gegenüber dem Bett, auf dem Telefon und auf der Armbanduhr, auf die er fast getreten wäre, und in seiner Verblüffung, an einem so wenig dafür bestimmten Ort eine solche Welt zu finden, vergass er auch die

gebührende Höflichkeit und Ehrfurcht, vergass ganz einfach sich selbst, ging nicht sofort wieder hinaus, liess das Ganze nicht einfach liegen und stehen, schloss nicht sofort die Tür zum Privatreich des Abts, wie er das unter allen Umständen hätte tun müssen, sondern trat in seiner Verblüffung langsam, als traute er seinen Augen nicht, noch weiter ins Zimmer, liess sich auf das Bett nieder, und da er nicht achtgab und sich fast auf das dortgelassene Buch gesetzt hätte, nahm er es in die Hand, las seinen Titel und begann im schwachen Schein der Lampe verwirrt darin zu blättern.

Kein Laut, nicht das geringste Geräusch, von keiner Seite.

Draussen war es dunkel geworden.

Der Enkel des Prinzen Genji blätterte lange in dem Band, bezeichnete dann die Stelle, an der er geöffnet gewesen war, mit einem Stück Papier, schloss ihn vorsichtig und suchte für ihn einen geeigneten Platz.

Er schob auf dem Wandregal ein paar Gegenstände beiseite und stellte das Buch dorthin.

Er wusste sehr wohl, dass er eine grosse Unbedachtheit und eine grosse Ehfurchtslosigkeit beging.

Papier, Pinsel und Tusche suchte er nicht.

Bei seinem nächsten Besuch würde er das alles unbedingt gutmachen müssen.

Doch der Enkel des Prinzen Genji dachte jetzt nicht darüber nach.

Traurigen Blickes musterte er noch einmal das Zimmer, trat dann in den Warteraum hinaus, ging langsam zum Ausgang, schlüpfte dort in seine Geta, überquerte schnellen Schrittes die Höfe und verliess eilig das Kloster.

In der Distanz, in der Nähe der beiden Speicher, begann sich der tollwütige Fuchs in Krämpfen zu winden.

Der Fuchs war am Sterben.

In jenen schrecklichen, starren, trüben roten Augen brannte keinerlei Wahnsinn mehr.

Ihr Licht war gebrochen.

XXXVIII.

Sir Wilford Stanley Gilmores Werk war äusserst umfangreich, mehr als zweitausend Seiten, und der Verleger unterzog sich in einem kurzen Vorwort – ziemlich ungewohnterweise - nicht etwa den obligaten höflichen Lobpreisungen der Personen, die mit ihrer Unterstützung die Herausgabe des Buchs ermöglicht hatten, unterzog sich auch nicht dem Brauch, den eventuell dem breiten Publikum noch wenig bekannten Wissenschaftler der geneigten Aufmerksamkeit des Lesers zu empfehlen, nein, überhaupt nicht, sondern er verbat sich in eher krudem Ton den möglicherweise von Seiten der Leser zu erwartenden Vorwurf, dass das Ganze auf zwei Bände aufgeteilt bequemer, handlicher, hübscher gewesen wäre, und mit diesem im übrigen völlig unmotivierten Rechtfertigungsversuch sowie mit der verblüffenden Offenheit der Formulierung oder vielmehr mit ihrem kunstlosen Ton (fast laufend kamen Ausdrücke vor wie “gottverdammte”, “Scheisse”, “Arschlöcher”) erweckte er den Eindruck, als sei er, der Verfasser dieses Vorworts, nicht jemand anders, sondern der Autor persönlich, und als er, versteckt hinter der dritten Person Einzahl, in diesem mehr als originellen, die ausserordentlichen Schwierigkeiten des Lebens und der Arbeit des “Autors” betreffenden Vorwort sich darüber ausliess, dass eine Herausgabe in zwei Bänden, also die eventuelle Abtrennung eines zweiten Bands von einem ersten, die Einheit des Werks prinzipiell zerstören, den Gedankengang ins Lächerliche ziehen, das, wie es kursiv stand: “*Kalkül*” des Autors durchkreuzen würde, da hatte man ganz definitiv den Eindruck, dass das von keinem Herausgeber geschrieben war und dass der Autor, wer er auch immer sein mochte, überhaupt keinem Leser traute, dass er ihn verachtete und ablehnte und rein gar nichts auf ihn hielt und auch nicht glaubte, dass es irgendjemanden geben könnte, der das Buch *zu Ende* lesen würde, und schon gar nicht glaubte, wie er hinter der dritten Person Einzahl versteckt in seinem speziellen Stil hinzufügte, dass der Leser dieses Werk dieses Autors seiner Bedeutung entsprechend zu würdigen vermöge, sei doch der Inhalt so revolutionär, so aussergewöhnlich, so originell und schockierend, dass er, der Herausgeber, wie er am Ende des Vorworts schrieb, leider die allerschwersten Zweifel hege, ob es überhaupt je irgendwen geben werde, der die Essenz und die ausserordentlichen Konsequenzen des vorliegenden Werks aufzunehmen fähig wäre...

Im Impressum des Buchs waren eine Kleinstadt namens Bures-sur-Yvette und das Gilmore-Grothendieck-Nelson-Institut des Hautes Etudes Scientifiques genannt.

Das mehr als zweitausend Seiten umfassende Werk, auf sogenanntes Bibelpapier gedruckt, bestand beinahe zur Gänze aus arabischen Zahlen.

Das innere Titelblatt enthielt den Namen des Autors, den Titel des Werks und das Erscheinungsjahr, dann folgte eine leere Seite, auf ihrer Rückseite das kleingedruckte Impressum, und auf der nächsten Seite kamen ohne irgendeine Erklärung die arabischen Zahlen, von null über eins über zwei über drei über vier über fünf über sechs über sieben über acht über neun bis zur Zahl zehn, und weiter, dicht und in fast mikroskopisch kleinem Drucktyp, die Zahlen hintereinander, bald schon die Hunderter, die Tausender, die Zehntausender und die Hunderttausender, aber alles, wirklich jede einzelne Zahl, strikt nach linear fortschreitender Ordnung, dann die Millionen, Milliarden und Billionen, mit irrsinniger Genauigkeit und Gründlichkeit, ohne eine Zahl auszulassen, auszuklammern, zu überspringen, nur hier, wo der Autor nach den tausend Milliarden die erste Billion erreichte, kam es zum ersten Mal vor, dass er die Aufeinanderfolge der Zahlen nicht mehr mitteilte, das heisst nicht mehr jede einzelne Zahl vollständig niederschrieb, sondern stehenblieb, in dem Sinn, dass er nurmehr die Grössenordnung angab, bei der er angelangt war, jetzt also bei der Billion, er schrieb demnach 1 000 000 000 000 und fügte noch die folgende Zahl hinzu, also 1 000 000 000 001, und dann hiess es "und so weiter" bis zu zehn Billionen, hundert Billionen, tausend Billionen, hunderttausend Billionen, und bei diesen Grössen teilte er nur noch die Einheiten mit, also zum Beispiel bei tausend Billionen, beziehungsweise einer Trillion liess er einfach 1 000 000 000 000 000 drucken, fuhr aber nicht mit 1 000 000 000 000 000 001 fort, sondern ging über zu zehn Trillionen, hundert Trillionen, tausend Trillionen und so weiter bis zur Quadrillion, während er anstelle aller ausgelassenen Zahlen Punkte setzte, bis zur Quadrillion also, die nach der Eins vierundzwanzig Nullen enthielt, dann weiter zur Quintillion, die nach der Eins dreissig Nullen enthielt, und er blieb nicht stehen, er machte weiter bis zur Sextillion, Septillion, Oktillion, Nonillion, Dezillion, die er Undezillion nannte, nachdem er nach der Eins sechsundsechzig Nullen geschrieben hatte, und er zählte weiter, es kamen die Unmengen von Nullen, von der Duodezillion bis zur Vigintillion, bis er zur Zentillion kam und zur Millionzentillion, zur Billionzentillion, Trillionzentillion und schliesslich zur Undezillion-Zentillion und Duodezillion-Zentillion, und von hier gelangte er, gegen Ende des Buchs, zur nächsten verblüffenden Zahl, die so lautete, auch wenn er sie nicht mit Buchstaben

niederschrieb, sondern natürlich nur mit Zahlen, wie bisher, das heisst es kam die Neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig-Undezillionen-neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig-Duodezillionen-neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig-Nonagintaseptillionen-neunhundertneunundneunzigtausenneunhundertneunundneunzig-Nonagintasextillionen-neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig-Nonagintaquintillionen-neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig-Nonagintaquadrillionen-neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig-Nonagintatrillionen-neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig-Nonagintabillionen-neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig-Nonagintamillionen-neunhundertneunundneunzintausendneunhundertneunundneunzig-Nonagintillionen, worauf er mit den gewohnten Punkten signalisierte, dass er einen Sprung machte, und zwar einen immensen Sprung, um dann plötzlich mitzuteilen, dass er zwar hier, in diesem Moment, die Hochzahlen verwende, der Leser aber in jedem einzelnen Fall die gegebene Zahl, die er las, aussprechen müsse, denn man könne sie aussprechen, er schreibt also zehn hoch hundertzwanzig minus eins/?/ und und versichert, das sei die letzte Zahl, die man in dem mit *Abrechnung mit dem Unendlichen* betitelten grossen Werk, wie er hier zum ersten Mal sein eigenes Buch namentlich nennt, noch aussprechen könne, die letzte noch aussprechbare Zahl, sagt er in heftiger Kursivschrift, damit dem Leser die Bedeutung ja nicht entgehe, denn danach, behauptet der Autor, Sir Wilford Stanley Gilmore vom Gilmore-Grothendieck-Nelson-Mathematikforschungsinstitut, kommen zehn hoch hundertzwanzig plus eins, zehn hoch hundertzwanzig plus zwei, zehn hoch hundertzwanzig plus drei, worunter ja, erläutert der Autor, hundertneunzehn Nullen plus eine Drei nach der Eins zu verstehen seien, diese Serie müsse man fortsetzen, wenn man, wie er schreibt, sehen wolle, dass die Zahlen endlich sind und nicht ein unendlicher Bereich, und das könne man tun, indem man von hier weitergehe und sich sämtliche Gegenstände vorstelle, auf die man schreiben könne, und indem man auf den ersten dieser Gegenstände mit der kleinstmöglichen, aber wirklichen – Sir Wilford betont es: wirklichen! – Ziffer eine

Eins vorn draufschreibe, und dann in demselben Massstab, wobei dieser ausserordentliche Massstab ausserordentlich, bis an die Grenzen des wissenschaftlich Möglichen verkleinert werden könne, sämtliche dafür, also für das Beschriebenwerden, geeigneten Gegenstände der Erde und des erreichbaren Universums in den allerdichtesten Zeilen mit Nullen vollschreibe, so viele Nullen, sagt Gilmore, wie nur möglich, und zwar so, dass an die letzte Stelle in diesem zum Schreiben geeigneten Universum eine Eins komme, dann eine Zwei, dann eine Drei und so weiter bis zur Neun, bis schliesslich an dieser letzten Stelle die Neun von einer Null ersetzt wird, während an der zweitletzten Stelle statt der Null eine Eins erscheint, dann eine Zwei, eine Drei bis zur Neun, worauf auch dort die Neun von der Null ersetzt wird, und nun an der drittletzten Stelle statt der Null eine Eins erscheint, dann eine Zwei, eine Drei bis zur Neun, so dass im vollständigen Universum nicht nur des Papiers, sondern überhaupt der beschreibbaren Gegenstände die Zehnerreihe von der letzten mikroskopisch winzigen Ziffer Eins zur ersten mikroskopisch winzigen Ziffer Eins zurückwandert, wo nun nichts anderes geschieht, klärt uns Sir Wilford auf, als dass die Eins, die an der ersten Stelle des Universums der beschreibbaren Gegenstände steht, von einer Zwei gefolgt wird, die Zwei von der Drei und so weiter bis zur Neun, während natürlich inzwischen von der letzten Stelle her die erste Zwei wieder zurückweilt, dann die Drei, bis hin zur Neun im Neunerschritt der Zahlen, um dann in der allerletzten Zeile das Endresultat zu erreichen, das in SÄMTLICHEN ZIFFERN NEUN besteht, die man mit den winzigstmöglichen Zahlen auf allen beschreibbaren Gegenständen der Erde und des Universums noch unterbringen kann, das sei, so schliesst der Autor seinen revolutionären Gedankengang, die LETZTE ZAHL, die grösste Zahl, die grösste, die in der Wirklichkeit existiere, denn die Wirklichkeit sei endlich, teilt er dem erschöpften, verblüfften Leser mit, das Unendliche lasse sich ausschliesslich nur konstruieren, mit ausgeklügelten Abstraktionen und aufgrund einer Eigenschaft des menschlichen Bewusstseins, nämlich dass seine Vorstellungskraft und Aufnahmefähigkeit von der tatsächlichen Grösse der endlichen Mengen so weit überstiegen wird, dass sie, unfähig diese wirkliche, aber für sie unbegreifbar grosse Menge zu erfassen, diese als unendlich empfindet, was natürlich für sie quasi identisch ist mit dem Unendlichen, nicht aber identisch mit der Realität des Unendlichen, das nicht, denn diese Realität haben bloss gänzlich bösartige, verschlagene und in Tat und Wahrheit in einem Spiel versunkene und nicht etwa mit der Erforschung der Realität befasste sogenannte theoretische Mathematiker mit

Hilfe abstrakter Konstruktionen zu postulieren gewagt, mit Konstruktionen, die zum Beispiel so gehen, dass man zum Beispiel sagt, dass es nach der grössten Zahl immer eine noch grössere gibt, womit für sie gleich schon der unanfechtbare Beweis für das Unendliche gegeben sei und also die sogenannte Widerlegung seines Lebenswerks, das heisst die Widerlegung der These dieses Buchs, nur sei es keine Widerlegung, schreibt der Insasse des Gilmore-Grothendieck-Nelson-Instituts, sondern eine reine Konstruktion, die in der Wirklichkeit keine Geltung habe, nicht zu finden, nicht zu beweisen, aus dem einfachen Grund, dass die Wirklichkeit keine unendliche Zahl kennt, da sie keine unendliche Menge kennt, für die Wirklichkeit existiert keine unendliche Menge, denn die Wirklichkeit existiert ausschliesslich im Bereich der endlichen Grössen, sonst wären das Existieren selbst und die Wirklichkeit selbst unmöglich, denn die Wirklichkeit sei gegenständlich, sagt Sir Wilford in einer etwas übereilten Formulierung, und solange es Gegenstände gebe, gebe es auch begriffliche Distanzen zwischen ihnen, und solange es zwischen zwei Dingen eine solche Distanz gibt, solange ist die Wirklichkeit, die ich, betont der Autor, nicht nur nicht leugne, sondern deren Existenz ich als einziges anerkenne, da es nur und ausschliesslich die Wirklichkeit gibt, solange es also in der Wirklichkeit zwischen zwei Dingen, mögen das die winzigsten Teile der Materie sein, solange es also zwischen zwei Elementen, zwei Teilchen, zwei Göttern, zwei Vögeln, zwei Blütenblättern, zwei Seufzern, zwei Schüssen, zwei Berührungen eine Distanz gibt, schreibt Gilmore, solange ist die Welt, das Universum: endlich und nicht unendlich, denn das Unendliche, und damit kommt Sir Wilford Stanley Gilmore zum letzten Satz seines Werks, könnte es nur in einem einzigen Fall geben, nämlich wenn es zwei Dinge, zwei Elemente, zwei Teilchen, wenn es zwei Götter, zwei Vögel, zwei Blütenblätter, zwei Seufzer, zwei Schüsse oder zwei Berührungen gäbe, zwischen denen keine Distanz wäre, von unendlich könnte nur und ausschliesslich in diesem Fall die Rede sein, nur in dem Fall, dass diese Distanz nicht vorhanden wäre. Doch sie ist nachweislich vorhanden, und damit beendet Sir Wilford sein mehr als zweitausend Seiten umfassendes Werk.

Im Anhang zu dem Werk steht noch eine kurze Nachbemerkung, in welcher der Autor mit groben, unterschiedlich kraftvollen und aus verschiedenen Bereichen stammenden, aber in jedem Fall höchst unanständigen Ausdrücken eine Reihe von Mathematikern beschimpft, allen voran einen gewissen Georg Cantor, dann Bolzano, Dedekind, Frege, Zermelo, Fraenkel, Brouwer, Whitehead und Paul Cohen, worauf der Autor gegen einen gewissen David Hilbert noch gröberes Geschütz aufführt, und da

figurieren schon beinahe in jedem Satz Ausdruck wie “völlige Scheisse”, “gottverdammter Quatsch”, “hirnverbrannter Dreck” und ähnliches, und am Ende kommt er immer wieder auf einen Namen zurück, auf diesen aber wirklich mit unermüdlichem, unerschöpflichem Zorn, nämlich auf den Namen Georg Cantor, seine Wut flackert hier am höchsten auf, wenn er nur schon den Namen Cantor schreibt, sieht er rot, das spürt man, denn Cantor sei es, der allen Vorsichtsmaßnahmen eines Schwachsinnigen namens Kronecker zum Trotz dem abendländischen Geist seinen Stempel aufgedrückt, die empörende geistige Beschränktheit der abendländischen Wissenschaftsgeschichte verschuldet habe, er, dieser unglückselige Platoniker, dieser erbärmliche Gottesanbeter, dieser an schweren Depressionen leidende Geisteskranke habe die beschränkte abendländische Welt davon überzeugt, dass es das Unendliche gebe, dass das Unendliche selbst Teil der Realität sei, er, dieser Georg Cantor, der es nicht einmal verdiene, steht in den letzten Zeilen, dass man seinen Namen vergesse.

XXXIX.

Weder seine Anfälle von Übelkeit noch die Ohnmachten kamen für seine Umgebung jemals überraschend, am wenigsten für ihn selbst. Seit seiner frühesten Kindheit litt er an einer sogenannten "Überempfindlichkeit", wie es die weisen Doktoren am Ende der Heian-Zeit formuliert hatten, an einer Empfindlichkeit, die mit den früheren Leben des Enkels des Prinzen Genji in engem Zusammenhang standen, wie man damals sagte, eine Empfindlichkeit, hiess es, eine ausserordentliche Erregbarkeit des Organismus, mit der er nicht einfach auf ein für die anderen noch unvorhersehbares, sich ihm aber schon tatsächlich näherndes Ereignis reagierte, sondern es genügte bereits die vage Möglichkeit dieses Ereignisses, die leise Chance seines Eintretens, dass sein Nervensystem in ärgste Mitleidenschaft gezogen wurde. Er werde, verkündeten die gelehrten Mönche, nicht von der Wirklichkeit, sondern von der Möglichkeit der Wirklichkeit angegriffen, entwaffnet und den mehr oder weniger heftigen Symptomen der Übelkeit ausgeliefert, und dabei werde es bleiben, dagegen gebe es kein Mittel, sagten sie, keine Therapie, wie es sie tatsächlich auch jetzt nicht gab, da schon der schlichte Einfall, für einen halben Tag der Kaiserstadt zu entkommen, sich an diesem Vormittag irgendwie von seiner Eskorte loszueisen, ihnen irgendwie mit einem geschickten Trick zu entwischen, um allein zu sein und sich zu einem Kloster auf einem Berg oder Hügel aufzumachen, wo sich gemäss einem jungen, vor kurzem in seiner Umgebung aufgetauchten Wissenschaftler der gesuchte Garten befand, kein Wunder also, dass nur schon dieser Gedanke geeignet war, ihn mit körperlichen Beschwerden zu plagen, da er doch genau das wünschte, dass sich eine Wirklichkeit nun endlich realisiere – vorher, noch im Keihan-Zug, hatten sich die Beschwerden erst in der Form einer milden, unterschwellig, unerwarteten Schwäche gezeigt, dann, beim Eintreffen im Kloster, in der Form eines allgemeinen Unwohlseins, und danach in einem allmählich immer atemraubenderen Schmerz, während er vom Nandaimon aus ins Innere unterwegs war, in Richtung der Goldenen Halle.

Ja, es war eindeutig eine Art Schmerz, aber – wie immer – ohne einen Ursprung, einen Ausgangspunkt, einen benennbaren Mittelpunkt, er würgte ihn bloss, er schloss ihn ein, als wollte er ihn nie mehr loslassen. Ein Schmerz, der ihn aber eigentlich nicht überraschte, da er schon an den ersten Anzeichen gemerkt hatte, dass es auch jetzt wieder soweit war, er war also vorbereitet, und so erschreckte ihn der Anfall überhaupt nicht, und nicht nur deshalb nicht, weil die Gesetze, die sein seltsames Leben

bestimmten, ebenfalls seltsam waren, will sagen, dass es für ihn schon eine Gefahr bedeutete, wenn er bei solchen Gelegenheiten keinen Menschen, keinen Moment der Ruhe oder eventuell, sagte er jeweils mit kraftloser Stimme, kein Glas Wasser fand, sondern auch deshalb nicht, weil diese Gefahr, falls man sie überhaupt so nennen konnte, in jedem Fall abwendbar war, denn mit einem Menschen, einem Augenblick der Ruhe und einem Glas Wasser konnte man ja immer rechnen.

Und auch jetzt zweifelte er nicht daran, dass es so sein würde, auch wenn er diesmal, da er auf der Terrasse des Nebentempels zu sich kam, sich sogar hätte Sorgen machen können, denn es war noch immer kein Mensch neben ihm aufgetaucht. Obwohl es schon sehr nötig gewesen wäre, denn sein Bewusstsein war nicht ganz an seinem Ort, jetzt wünschte er sich schon sehr, dass man ihn zu Bett brachte, ihn umsorgte, seinen Körper sich ausstrecken liess, seinen Kopf in die richtige Lage brachte und ihm völlige Ruhe garantierte, und vor allem: dass da jemand auftauchte, zum Beispiel mit einem Glas Wasser in der Hand – das war nämlich immer das erste, das sich der Enkel des Prinzen Genji bei solchen Anfällen wünschte, *eventuell* ein Glas Wasser, sagte er jeweils kaum hörbar, oder er machte nur ein Handzeichen, und schon gab man ihm ein Glas in die Hand, schon hielt er es fest, schon trank er, und schon fühlte er, wie die Kraft in seine Glieder zurückströmte.

Auch wenn ihm das jetzt fehlte, auch wenn er es jetzt begehrte, trat niemand aus der erstarrten Stille hervor, um ihm zu Diensten zu sein, und so kehrte auch sein Bewusstsein nicht ganz dorthin zurück, wohin es gehörte – doch was blieb ihm anderes übrig, als sich wieder auf den Weg zu machen: schwankend, aber immerhin weiterzugehen, auf der Terrasse, völlig unsicher, wie ein Blinder, aber doch den Nebentempel zu verlassen, vorüberzugehen vor den Steinstufen und dem Steintor eines anderen Nebentempels, die in einem dichten, qualmenden Nebel einfach an ihm vorbeischwammen, ohne dass er etwas sah oder identifizierte – Steinstufen? Steinumzäunung? -, bloss einfach sich durch dieses schwere Dunkel kämpfen, irgendwie hinausgelangen, hinaus aus diesem Nebel, endlich etwas sehen in diesem Schwindelanfall, das heisst: Ruhe finden, und wenigstens einen Menschen und jenes Glas sauberes Wasser, endlich, irgendwo...

Immerhin freute er sich sehr, als er nach ein paar Schritten gewahr wurde, dass sich das vorhin zu Boden gefallene Seidentuch in seiner Hand befand.

Gottseidank hatte er es nicht verloren.

Die kühle Berührung der Seide beruhigte ihn, und nichts anderes hätte ihm diese Berührung zu ersetzen vermocht.

XL.

Der Garten war im Kloster in doppeltem Sinn verborgen.

Verborgen, weil der Hof und das Heiligtum, wo er lag, sich ausserhalb des Systems der Haupt- und Nebenwege des Klosters befand, also einen Bereich einnahm, den aus diesem Grund fast alle mieden, niemand ging dorthin, kein Mönch und schon gar kein Abt, es kam keinem auch nur in den Sinn, dort hineinzugehen, dort drin gab es, wie man wusste, überhaupt nichts zu suchen, einzig ein Laienbruder hielt sich dort auf, der nach dem Ableben seiner Frau schon seit Jahren in dem wackligen, neben dem Heiligtum errichteten Hüttchen allein lebte und der im Hüttchen, im Garten und um das Heiligtum herum das Nötigste allein erledigte, wenn er nicht gerade seinen Shakuhachi blies. Andererseits aber auch: verborgen in dem Sinn, dass, wenn man, zwar ohne sich Illusionen zu machen, die Steinstufen, die ganz eindeutig nichts versprachen, dennoch hinaufstieg und unter dem Steintor, das noch weniger versprach, hindurchschritt, auch gleich mit der vollendeten Tatsache konfrontiert war, dass alles so war, wie man es sich auf den Steinstufen und unter dem Steintor vorgestellt hatte, und dass es sich effektiv nicht gelohnt hatte, hier hereinzukommen, beziehungsweise das Geheimnis war so angelegt, dass jemand, der allem zum Trotz doch noch ein paar Schritte auf den Hof machte, an dessen anderem Ende das Heiligtum und an seiner Seite das Hüttchen standen, noch immer nicht wusste, dass sich hier ein echter Garten verbarg, denn wenn er ein erstes, flüchtiges Mal um sich blickte, sah er zwar einen Hof, den man auch Garten nennen konnte, obwohl er lediglich aus einem kleinen, mit Gras bewachsenen Dreieck und aus einem völlig vertrockneten alten Hinoki, ein paar Sträuchern und ein paar mageren Bäumchen bestand, ein bisschen Leben gab es also darin, da und dort eine kleine Schwarztaune, ein Rottännchen, eine kleine Eiche, ein Kameliensträuchlein, eine kleine Teestaude, auch ein vertrocknetes Buchsbäumchen, und es gab auch einen kleinen Momiji, einen kleinen Satsuki, einen kleinen Maki und einen Ja no Hire und natürlich auch einen Haran, aber alles weitgehend vernachlässigt, vom Eingang aus gesehen im linken Dreieck, denn man muss sich das Ganze so vorstellen, dass das Hofrechteck genau in der Diagonale von einem Weg durchschnitten und also in zwei Dreiecke aufgeteilt war, und dass die erwähnten Bäumchen und Sträuchlein und der armselige vertrocknete Hinoki unordentlich und ein bisschen verwildert im linken Dreieck durcheinanderwuchsen, einander zum Schaden und niemandem zu rechter Freude, auf der anderen Seite des diagonalen

Gehsteigs hingegen, genau an seinem rechten Rand, wuchsen noch ein paar dieser Bäumchen und Sträucher, zumeist nur ein paar bescheidene Sprosse, und es lagen da und dort, sozusagen gewohnheitsmässig, auch ein paar grössere behauene Steine herum, auf ihnen einige erbauliche Sutrazitate – wer also eintrat, bekam bloss das zu Gesicht, hinten sah er noch das Heiligtum, das seinerseits ebenfalls eher einem baufälligen Häuschen glich, ein anspruchsloses Holzkabäuschen war es, mit einem Schutzgitter in der Mitte und einer schlichten Glocke am oberen Balken, während sich drinnen im offenen kleinen Heiligtum eine wahrhaft hässliche holzgeschnitzte Kopie einer buddhistischen Heiligenstatue befand, sonst nichts, und hinten das Haus des Bruders, eine wacklige Angelegenheit, das war wirklich alles, und wer hereinkam, machte auch gleich kehrt, und es fiel ihm nie mehr ein wiederzukommen, und so erfuhr er nie, dass er einen Fehler gemacht hatte, einen grossen Fehler, dass seine Unaufmerksamkeit zwar verständlich war, aber mit aussergewöhnlichen Konsequenzen einherging, da er nicht bemerkt hatte, dass am rechten Rand des diagonalen Wegs, hinter den dort befindliche Bäumchen und Sträuchern, gewissermassen in ihrer Deckung, hinten im rechten Dreieck: noch ein Garten war, ein winziger Garten, der schlichteste Garten der Welt, eine unnachahmliche, unerreichbare, atemraubende Schöpfung rechts vor dem Nebentempel, auf zwei Seiten von einer hohen, etwas schimmlichen einfachen Steinumfassung umgeben, und dieser Garten, versteckt im Schutz der Bäumchen und Sträucher, war im Grunde nichts anderes als ein lückenlos bodendeckender, einheitlicher, mindestens eine Handbreit dicker, ins Silbrige spielender, massiver, sich aber unendlich weich anführender Moostepich, aus dem acht ungefähr gleich alte, ungefähr fünfzigjährige Hinokizypressen wuchsen, mit hoherhobenen Kronen.

Ein Moostepich mit acht Hinokizypressen.

Es sehen und danach davon sprechen, es erblicken und danach dafür Worte finden, die richtigen Ausdrücke wählen, das Wesentliche heraufbeschwören, das war schwerer als alles andere, denn der Garten war von einer so starken Wirkung auf den Betrachter, dass dieser, mochte er noch so gelassen sein, in seiner ersten Benommenheit, auf die eine noch grössere Benommenheit folgte, als ihm nämlich aufzugehen begann, was er sah, dass dieser also auch der Sprache beraubt war, und zwar nicht der Fähigkeit beraubt, mit Hilfe von richtigen Wörtern und Ausdrücken diesen Garten zu beschreiben, sondern, um es schattierter zu sagen: wer sah, was im Dreieck rechts vom diagonalen Weg war, wer es zufällig fand und einen Blick darauf warf, der *wollte*

gar nicht davon sprechen, als erstes hob der Garten sein Wollen auf, sein Bedürfnis, etwas zu sagen, deshalb war das Reden davon, das sogenannte Finden der Wörter und richtigen Ausdrücke so schwer, denn die unendliche Schlichtheit des Gartens – ach was! das Ganze bestand ja aus ungefähr acht Schritten Moosteppich bis zur Umfassung auf der einen Seite und ungefähr sechzehn Schritten Moosteppich bis zur Umfassung auf der anderen Seite, vier mal acht Hiro, aus dem acht ungefähr gleich alte Hinkoizypressen wuchsen mit rund fünfzehn Meter/?/ hohen Kronen...! – die Tatsache, dass es in ihm keine verblüffenden speziellen Pflanzen gab, keinen Stein von phantastischer Form, keine Besonderheit, keine Sehenswürdigkeit, keinen Wasserfall, keinen Brunnen, Affen, keine Schildkröte aus Holz, dass er also weder eine Sehenswürdigkeit noch ein Zirkus war und nichts zu tun hatte mit Annehmlichkeit und nichts mit der gehobenen oder gewöhnlichen Art der Unterhaltung, kurz, seine wesentliche Schlichtheit war die nicht mehr weiter zu verdichtende Konzentration der Schönheit, eine Zauberkraft der Schlichtheit, der sich niemand zu entziehen vermochte, und wer das sah, wollte sich auch nie mehr entziehen, man stand dort und blickte auf den Moosteppich, der in weichen Wellen der unregelmässigen Oberfläche des Geländes folgte, man stand einfach dort und blickte auf das durchgehende silbrige Grün, das einem wie eine Märchenlandschaft erschien, denn es schimmerte von innen her, von innen her glänzte jenes unbeschreibliche Silber auf der durchgehenden, dicken Moosoberfläche, und auf so einer Grundlage war es, dass sich die ziemlich eng, nur in ein paar Metern Distanz, beieinander stehenden acht Hinokizypressen erhoben, mit ihrer eigenen, sich in dünnen Riemen abschälenden wundervollen Rindentextur und dem lebhaften, frischen Grün ihrer Kronen, dem feinen Spitzenwerk dieser Kronen in der Höhe, kurz, wer stehenblieb und das betrachtete, mochte tatsächlich kein Wort mehr sagen, er stand nur und schwieg.

XLI.

Wenn jemand in die Tiefe hinunterblickte, wenn jemand hinunterblickte in den unermesslichen und unsichtbaren, aber nicht unendlichen unterirdischen Raum, der mit ungeheurer, da unermesslicher und unsichtbarer, aber nicht unendlicher Arbeit von Jahrmillionen den Augenblick hervorgebracht hatte, jenen einzelnen, unwiederholbaren Augenblick des Gartens, an dem heutigen Spätvormittag, da der Enkel des Prinzen Genji von Schwindel befallen blind an seinem Eingang vorübertaumelte, wenn also jemand hier in die Tiefe blickte, oder sich in sie hineindachte, um zu wissen, was sich unter dem Garten befand, dann konnte er zum Beispiel seinen Blick bis zur unteren Grenze der sogenannten kontinentalen Lithosphäre schweifen lassen, konnte hier, irgendwo in der unfassbaren Tiefe zwischen dem achtzigsten und dem hundertsten Kilometer, stehenbleiben, das heisst seinen Blick anhalten an der unteren Grenze des sogenannten oberen Erdmantels, denn diese phänomenale Schicht, dieser sogenannte obere Erdmantel war und blieb der Geburtsort der Gesteine, hier entstanden die vier hochbedeutenden Minerale, der Olivin, die Pyroxene, die Amphibole und der Phlogopit, und von ihnen nur gerade in der Körnigkeit verschieden, darin aber wirklich abweichend: der Serpentin und der Chlorit, wie sie sich gerade unter diesem Garten fanden, denn hier entstanden die sogenannten Akzessorien, jene speziellen ergänzenden Mineralien/?, die sämtliche unsäglichen Kräfte bei den Vorgängen der Erdbildung überlebt hatten, den Druck und die Temperaturen, die Verwerfungen und Brüche, das Schmelzen und Sich-Verfestigen, die ganze Jahrmillionen dauernde Geschichte überlebt, was heisst, dass einige dieser seltsamen und wahrlich zauberhaften Mineralien, unter ihnen etwa der wunderschöne Zirkon, unter dem Schutz einer jenseitigen Dauerhaftigkeit standen, sie hatten das alles unverändert überlebt, ohne in ihrer Struktur die geringste Modifizierung zu erleiden, obwohl jener Druck und jene Temperaturen, jene tektonischen Verwerfungen und Brüche, jenes Schmelzen und Sich-Verfestigen wirklich unvorstellbar stark und langandauernd waren, nun, wer hinunterblickte, hätte das sehen können, und auch das, was über dem Erdmantel geschehen war, bei den schrecklichen, monumentalen Vorgängen in der Erdkruste, als diese im langsamen Mahlen und gigantischen Aufeinanderprallen der tektonischen Platten mit ihrer grösstenteils einheitlichen magmatischen Struktur entstanden war, und er hätte in dieser Struktur wiederum der Olivin, die Pyroxene und Amphibole und der Biotit

finden können, das heisst, er hätte das Gabbro sehen können, aus dem diese Kruste eigentlich besteht, hätte verfolgen können, wie weiter oben allmählich die sogenannten sauren Gesteine entstanden, unter ihnen der berühmte und ebenfalls für seine Beständigkeit namhafte Quarz, wie in den immensen Rissen das Dolerit-Füllgestein entstand und wie sich die Basaltschicht darüberhob, auf ihm das Lavakissen/?/ und die durch den unbarmherzigen Vorgang der Erosion die sogenannten Sedimente , er hätte also das Ganze im Hinblick darauf betrachten können, wie es sich von erschreckenden Abgründen her aufgebaut hatte, bis es an die Oberfläche gelangte, die Oberfläche, das heisst die von Wasser, Wind, Hitze und Eiseskälte und natürlich von Millionen von Bakterien zustandegebrachten paar Quadratmeter Boden ganz oben auf der Sedimentschicht, ein Boden, der gerade unter diesem Garten aus einem dunklen, fruchtbaren, weichen, von den Einheimischen Kurotsuchi, schwarze Erde, genannten Humus bestand – wer es also hier hätte wissen wollen und fähig gewesen wäre hinunterzublicken, der hätte diesen Weg wählen können, aber auch den anderen Weg, der zur Welt der Kristalle führt, und da hätte er sich beim Blick nach unten oder beim Sich-Hinunterdenken mit der Frage beschäftigen können, was für Kräfte, was für ein unglaublich kompliziertes und unfassbar ernstes Spiel des göttlichen Zufalls die feste Materie hervorgebracht hatte, diese wundersame Ordnung der Atome, Ionen und Moleküle im Universum und auch hier auf der Erde, was für eine göttliche Vernunft die Ordnung selbst geschaffen hatte, die Grundform der Ordnung, die Struktur der Kristalle, er hätte sich überlegen können, warum die ungeordnete Urmaterie mit ihren unruhig und unregelmässig durcheinanderwirbelnden Teilchen zu den Regeln der Geometrie hinstrebte, warum etwas, das bis dahin völlig regellos durch die Kanäle der sogenannten zufälligen Kräfte dahingeschwemmt worden war, sich nach einer Regel zu ordnen wünschte, er hätte sich beim Erforschen der Abgründe unter dem Garten bemühen können, wirklich zu erfassen, was die Kristallsysteme, die Kristallklassen, die Elementarzellen, die Variationen der Kristallformen, beziehungsweise das Vorhandensein der Symmetriegesetze bedeutete, der Symmetriegesetze, des Gesetzes, demgemäss die Unsterblichkeit nichts anderes ist als die Wiederholung, er hätte es auch so machen, diesen Weg wählen können, derjenige, der jetzt, an diesem Spätvormittag, als der Enkel des Prinzen Genji an den Steinstufen und dem Steintor vorüberging, hätte wissen wollen, was diesen Garten von unten her zustandegebracht hatte, wobei er letztlich dann am richtigsten verfahren wäre, wenn er beim Halt in diesem Garten und beim Nachfragen nach dem, was ihn von unten her konstituiert

hatte, seine Aufmerksamkeit auf ein einziges, entscheidendes Element gelenkt hätte, da es bei allem, bei der Entstehung der Erde und dieses Gartens, als Grundlage gedient hatte, die geheimnisvolle Formel des SiO_2 , das in verschiedenen Verbindungen und Verteilungen im Olivin und in den Pyroxenen und Amphibolen und im Biotit vorhanden ist, vorhanden im Quarz und im Zirkon, vorhanden in fast allem, was dort unten die Erde hervorgebracht hat, wenn er sich also in dieser monumentalen Geschichte einzig auf das Silicium konzentrierte, auf die königliche Familie der Silikate, die in einer unermesslichen und unsichtbaren, aber nicht unendlichen Raumzeit der Brennpunkt jenes göttlichen Denkens gewesen war, während im Gegenbrennpunkt dieser dunkle, reiche, fruchtbare Boden, dieser Moosteppich, diese acht Hinokizypresen, dieser Garten waren, an diesem heutigen Spätvormittag, in jener einzigen Minute, als der Enkel des Prinzen Genji in seinem Bedürfnis nach einem sicheren Ort, nach etwas Ruhe, nach einem Menschen und einem Glas Wasser, sich da und dort an der Umfassung abstützend an seinem Eingang vorüberging.

XLII.

Unterdessen machte die Eskorte in den leeren Strassen des Fukuine-Viertels einen immer betreteneren Eindruck. Dauernd stiessen sie auf einen der Getränkeautomaten, die an jeder zweiten Ecke herumstanden, worauf sie, in der Hoffnung, sich Erleichterung zu verschaffen, ihr gesamtes Kleingeld einwarfen und an allen Knöpfen herumdrückten und stante pede mehrere Dosen Bier tranken, doch half das nicht nur nichts, sondern machte die Sache noch schlimmer, indem ihr Rausch zunahm und sie noch betretener wurden, so dass sie nach einer Stunde des Hin-und-Her-Torkelns, einer Stunde des Wanderns von einem Bierautomaten zum andern in einen Zustand gerieten, in welchem sie nicht einmal mehr die nebelhafteste Erinnerung an ihren ursprünglichen Auftrag hatten und verzweifelt um sich zu blicken begannen, ob da nicht jemand war, der *ihnen* helfen konnte, obwohl sie kaum zu sagen vermocht hätten, was eigentlich ihr Problem war: ob es das war, dass sie nicht mehr wussten, woher sie kamen, oder dass sie nicht wussten, wohin es sie trieb, ob das, dass sie keine Ahnung hatten, wer sie waren, oder dass nicht hätten sagen können, warum sie hierher gekommen waren, jedenfalls war von ihnen aus gesehen alles, was sie erwartete, schwierig und bedrohlich, denn immerhin waren sie imstand festzustellen, dass hier niemand war, an den sie sich hätten wenden können, die Strassen waren nach wie vor völlig ausgestorben, keine Menschenseele, die kam oder ging, sich näherte oder sich entfernte, bis dann einem von ihnen plötzlich einfiel, dass sie am Anfang ihres Wegs, irgendwo in der Nähe einer Station, doch einer Frau begegnet waren, und schon war der Plan gefasst, sie musste gesucht werden, und so machten sie sich auf, diesmal von Hoffnung getrieben, mit grosser Geschwindigkeit, und sie erreichten tatsächlich einen weiter südlich befindlichen Bahnhof der Keihan-Linie, stürzten geradezu in die Tobakaido genannte Station hinein, um dort den zu Tode erschrockenen Bahnangestellten zu bestürmen, wobei sie aber so wirres Zeug redeten und noch dazu einander ins Wort fielen, dass dieser, nachdem er seines tödlichen Schreckens Herr geworden war, beschloss, sie in einen nach der Stadt fahrenden Zug zu setzen und sie dorthin zurückzuspedieren, woher sie vermutlich gekommen waren.

So geschah es auch. Er redete lange und erklärte ihnen eindringlich und unter unausgesetzten ehrlichen Verbeugungen, dass sie den nächsten stadtwärts fahrenden Zug unbedingt nehmen mussten, redete so lange und so eindringlich, dass sie, als hätten sie einen Befehl erhalten, dessen Sinn und Zweck zu verstehen nicht ihre

Aufgabe war, blind gehorchten und den nächsten Zug bestiegen, worauf dann dort drin, als sich der Zug schon bewegte, einem von ihnen plötzlich in den Sinn kam, dass sie den Enkel des Prinzen Genji unterwegs, wie er sagte, irgendwo vergessen hatten.

“Und der Enkel des Prinzen Genji?” wiederholte er eins ums andere Mal.

Er leierte so lange, bis alle begriffen, was er sagte, und erschrakten.

Ohne ihn durften sie nicht zurückkommen.

An der nächsten Station stiegen sie denn auch schleunigst aus, und jetzt hatten sie wieder ein Ziel, eine klare Aufgabe.

Den suchen, den sie verloren hatten, ihn suchen und finden, und dann irgendwie dorthin zurückkehren, woher sie gekommen waren, zurück in die Sicherheit, die vorläufig, da sie auf den vor ihnen liegenden Gehsteig blickten, während sie schwankend vor demselben Stationsgebäude standen, vor dem sie heute schon einmal aufgetaucht waren, allerdings noch weit entfernt schien.

XLIII.

Die Geschichte der acht Hinokizypressen begann inmitten der chinesischen Provinz Shandong, in einem kleinen Hinokiwald in der Nähe von Taishan, wo nach der männlichen Zapfenblüte und der Reifung und dem Aufplatzen der Pollensäcke eines günstigen Tages, als trockenes Wetter herrschte und die Sonne stille Wärme verbreitete, auf einmal ungefähr hundert Millionen Pollenkörner plötzlich in die Luft flogen, worauf diese Wolke von einer heissen Luftströmung in die Höhe gehoben und einem von West nach Ost wehenden Wind übergeben wurde, damit er sie mitnehme, über das japanische Meer hinweg mitten auf die japanische Hauptinsel Honshu, und sie im Südteil Kyotos in der Form eines Pollenniederschlags auf diesen kleinen Hof des Klosters hinunterlasse, exakt auf das Grün des heute vertrockneten Mutter-Hinoki, der genau auf einen solchen Besuch gewartet hatte.

Diese märchenhafte Geschichte stimmt durchaus, auch wenn es angebrachter wäre, davon zu sprechen, dass all das, vom Hinokiwald in der Nähe von Taishan bis zu dem damals noch lebendigen Hinoki in einem abseits gelegenen Hof eines Klosters von Kyoto, viel eher die Geschichte eines sinn- und geistverwirrenden, ganz und gar unverständlichen Wunders ist, denn der ganze Vorgang weist auf die wahrhaftig zahllosen Hindernisse hin, die sich der Pollenwolke entgegenstellten, darauf, dass von den hundert Millionen Blütenstaubkörner Millionen und Millionen verloren gingen, denn vor dem Ziel der grossen Wanderung türmten sich Hindernisse und Schwierigkeiten, und zwar tödliche Hindernisse und vernichtende Schwierigkeiten, waren doch diese hundert Millionen für die Weitergabe des Lebens bestimmten Pollensamen, diese nicht einmal mit hundert Millionen Augen auszumachenden, einfachen, abgerundeten, zwei männliche Geschlechtszellen enthaltenden Pollenkörner den stetigen Angriffen des mörderischen Zufalls in einem Mass ausgeliefert, dass es dort, in China, inmitten der Provinz Shandong, noch völlig unvorstellbar war, dass auch nur ein einziges Körnchen Blütenstaub sein Ziel erreichte, jenen abgelegenen Hof eines Klosters in Kyoto, um auch nur eine einzige Eizelle in der weiblichen Blüte zu befruchten. Für die Pollenwolke war die Welt wegen des unfasslich komplexen Systems der Zufälle ein unberechenbares Labyrinth, wo alles, wirklich alles, auf ihre Vernichtung aus war. Hätte es geregnet an dem Tag, als die Pollensäcke aufbrachen und der Blütenstaub von der Mutterpflanze aufstieg, wäre der ganze Pollenstand vernichtet worden. Wäre da keine Luftströmung gewesen, die an dem Tag die

Pollenwolke in die Höhe hob, wären die Pollensamen über der Gegend verstreut worden, wo ihnen tausend Gefahren gedroht hätten: wären sie auf einen Wasserfall, in einen Bach, einen Fluss, einen See gefallen, wären sie versunken und zu einem Teil des Schlammes geworden, und die Bewohner des Schlammes, Mückenlarven und Würmer hätten sie aufgefressen, aus, Amen. Hätte die Luftströmung sie in einen Windkanal gehoben, der von Ost nach West verlief und nicht umgekehrt, hätte die Sache unvorhersehbar geendet, beziehungsweise durchaus vorhersehbar, denn wenn der Pollen auf Pflanzen, Bäume, Dschungel oder Wüste fällt, hat er ebenfalls keine Chance, und es ist aus mit ihm. Und wenn er das japanische Honshu tatsächlich erreichte und nicht vorher im Ozean versank, hätte er auch einfach irgendwo auf den Boden fallen können, wo Heerscharen von Schnecken, Ameisen, Pilzen und Schimmelarten auf nichts anderes warteten, als alles einzuverleiben, und also wieder: es wäre aus gewesen, aus, aus, aus. Wäre ein Regen gekommen, und die Pollenkörner hätten sich an die Blätter und Stämme von Bäumen geklebt, hätte es wiederum kein Weiter gegeben – sie ist einfach nicht aufzuzählen, die grauenvolle Menge von Möglichkeiten der Vernichtung, die übrigens dem grössten Teil dieser Shandonger Pollenwolke unterwegs in der Tat den Garaus machte, so dass da ein schreckliches Sterben war, bis sie unter entsetzlichen Verlusten zu dem einsamen Hinoki im Klosterhof gelangte, und doch, und doch: es ist unglaublich, dass ein noch hinreichender Pollenschwarm sein Ziel trotz allem erreichte, von hundert Millionen doch ein paar auf ihr Ziel trafen und dann geschehen konnte, wofür sie bestimmt waren, nämlich dass sie sich zwischen die Zapfenschuppen hineinzwängten, dort auf die günstigen Umstände, in erster Linie auf Wärme, warteten, um dann endlich die weibliche Blüte zu erreichen und mit Hilfe eines Pollenschlauches ins Innere der Samenanlagen zu dringen, wo sie sich mit der Eizelle vereinten und das geschlechtslose neue Leben hervorbrachten, den Samen, der nach seiner Reifung, die ungefähr ein Jahr dauerte, sämtliche Eigenschaften des zukünftigen Hinoki schon ausnahmslos enthielt, und von da an ist die gemeinsame Geschichte der hundert Millionen Pollenkörner und des einzelnen Hinoki weit weniger dramatisch, denn auf Samen lauern unvergleichlich weniger Gefahren, es genügt ja schon, dass sie in der Nähe auf den Boden fallen, auf guten Boden, nachdem sie im Frühling reif geworden sind, und so geschah es hier, und von den ungefähr zehn Millionen reifen Samen fielen acht nicht nur auf guten Boden, sondern geradezu auf den allerbesten Boden, nämlich auf einen in der Nähe liegenden, schon ganz morschen Fichtenstamm, einen

Ammenbaum, was das beste war, denn hier gab es den grössten Schutz, den man sich für einen Hinokisamen überhaupt vorstellen kann, so dass das Ausschlagen des Samens und die Geburt des winzigen Pflänzchens, des Sämlings, nunmehr ohne grössere Gefahren vor sich gehen konnte, auch wenn damit die Prüfungen für die acht kleinen Sämlinge noch nicht vorbei waren, nein, denn auf die Samen selbst mochten zwar weniger Gefahren lauern, um so mehr lauerten aber auf die hilflosen kleinen Pflänzchen. Nach dem milden Wetter konnte es wieder kalt und winterlich werden, es konnte Schnee auf die schwachen Pflanzen fallen, und wenn er sie entzweibrach, dann war es aus. Selbst die heftig fallenden Regentropfen konnten fatal sein, von ihrer Wucht konnte der Sämling zu Boden gedrückt werden, worauf er sich zwar wieder aufrichten mochte, aber nur, um von einem mächtigen Wassertropfen erneut hinuntergedrückt zu werden, so dass am Ende seine schützende Aussenhaut beschädigt wurde, oder seine kleinen Wurzeln wurden aus dem Erdreich geschwemmt, und er vertrocknete – fertig, aus. Dann hätten die grossen Feinde kommen können, die Würmer und Käfer und Nacktschnecken, und er wäre in die Erde hineingezogen worden, wo Pilze und Bakterien die letzte Aufgabe übernommen hätten, die schmutzige Arbeit, das Wegputzen – und das alles geschah tatsächlich in Abermillionen von Fällen, geschah aber in acht Fällen nicht, hier, in ein paar Schritten Distanz zur Mutterpflanze, denn aus diesen acht kleinen Pflänzchen wuchsen sämtlichen noch lauern den Gefahren zum Trotz acht mächtige, wunderschöne Hinokizypressen heran, als Gesandte, die aus grosser Entfernung einen erhebenden Satz mitbrachten, eine Botschaft in ihren verzweigten Wurzeln, in ihren geraden Stämmen, in dem feinen Spitzenwerk ihrer Kronen, eine Botschaft in ihrer Geschichte und ihrer Existenz, die nie jemand verstehen wird, da dieses Verstehen ganz offensichtlich nicht Menschensache ist.

XLIV.

Der Enkel des Prinzen Genji war eine aussergewöhnliche Schönheit. Er stand mit leicht geneigtem Kopf am Räucherbecken und sprach für sich ein Abschiedsgebet an den Buddha. Sein glänzend schwarzes, seidiges Haar fiel ihm auf die Schultern und umrahmte sanft das Antlitz, das mit seiner Schönheit tatsächlich an seinen Grossvater erinnerte. Die glatte, faltenlose Stirn, die Blässe des Gesichts, die samtartige Haut waren das Geheimnis seiner ewigen Jugend. Seine fein gewölbten Augenbrauen, der vollkommen sichere Schnitt seiner Augen, die schmale, leicht gebogene Linie seiner Nase und seine vollen Lippen hätten schon genügt, die Bewunderung der Menschen zu wecken, doch die Götter schienen wenigstens einen Wunsch des Prinzen Genji erfüllen zu wollen, indem sie dem Blick des Enkels all das eingegeben hatten, was der einstige weltberühmte Held vom Wesen des Schönen gewusst und so oft beweint hatte, da es immer wieder verfiel, verging, verloren war.

Der Blick des Enkels der Prinzen Genji ergriff jeden, der ihn sah.

Er zeugte davon, dass Sensibilität, Empathie und Mitleid, Schonung und Wohlwollen, Takt und Demut, Erhebung und Berufung zur Grösse auf der Welt einen Ort hatten.

Die Räucherstäbchen im mächtigen Becken waren fast hinuntergebrannt.

Der duftende Rauch wurde dünner und blasser, während er, sich windend, sich schlängelnd, in Richtung der Goldenen Halle schwebte.

XLV.

Die seltsam kleinen Sporen des weisslichen Mooskissens waren nach dem Absterben eines örtlich nicht näher bestimmbar, vertrockneten, aber noch reife Sporen enthaltenden Mooses in die Luft gelangt, und zwar ebenfalls unter den merkwürdigsten Umständen – gerade wegen ihrer ausserordentlichen Kleinheit, nämlich ungefähr 15 Mikron - extrem hoch hinauf, so hoch, wie eine solche Sporenwolke noch hinaufgelangen kann, in den Jet-Stream genannten Luftstrom, der mit ihr und noch mit Milliarden anderer schwebenden Partikeln, mit Viren, Bakterien, Pollen, Pflanzenteilchen, Algenkolonien die Erde mehrmals umkreiste, worauf er das Ganze in einem Luftwirbel gewissermassen fallen liess, mitten auf die japanische Honshu-Insel, um es über das unüberblickbar komplexe System der Zufälle in diesen geschützten und verlassenem Klosterhof zu verfrachten, damit die Sporen die acht schon hübsch gesprossenen Hinokizypressen umgaben, beziehungsweise von allen Seiten, den Plan eines Moosteppichs auf einem auch für Moos geeigneten Boden verfolgend, während der reichlichen Regenfälle der Monsunzeit zu keimen begannen, also ihre unglaublich lange und merkwürdige Geschichte antraten – zu keimen, das heisst zuerst einen sogenannten Vorkeim auszutreiben, dann die Zellteilung zu beginnen, mit der das Vorkeimgewebe entstand, das einen Teil des Bodens deckte und nach einigen günstigen Monaten schon die Moospflanze an sich hervorzubringen vermochte, die hier unter ihrem genauen, auf ihren Südindischen Ursprung verweisenden Namen *Leucobryum neilgherense* nun tatsächlich auch zu spriessen begann, eine nach der anderen, noch winzige und hochanfällige Pflänzchen mit noch winzigen und hochanfälligen Blättchen, Stämmchen und Würzelchen, aus denen dann bald die wirklichen Pflanzen wuchsen, mit wirklichen Stämmchen, Blättern und wurzelähnlichen Organen und zuguterletzt mit den Geschlechtsorganen, weiblichen und männlichen auf derselben Pflanze, wo dann dank eines zufälligen Wassertropfens die männliche Geschlechtszelle mit Hilfe ihrer Geissel zur weiblichen Geschlechtszelle hinschwimmen und sich mit ihr vereinen konnte, womit die Bedingung geschaffen war dafür, dass sich die Sporophyten entwickelten, die geschlechtslosen Pflanzen, und so sind wir wieder an dem Punkt angelangt, von dem dieser ganze Zyklus ausgegangen war, nämlich bei der Entstehung der Sporenkapseln, in denen sich unter günstigen Umständen wiederum neue Sporen auf die Aufgabe

vorbereiteten, diese Geschichte weiterzuführen, diesen ganzen unfasslichen Zyklus in Bewegung zu halten und weiterzutreiben, unaufhaltsam weiter.

In diesem Garten kamen die verschiedenen, in Abständen liegenden Mooskissen den Gesetzen ihrer Art gehorchend den Pflichten der geschlechtlichen und ungeschlechtlichen Fortpflanzung zwar vorschriftsgemäss nach, aber in Wirklichkeit wuchs das Ganze, indem eine einzige Moospflanze immer neue Seitenäste austrieb und sich um die Hinokibäume legte, bis sie eines Tages mit den anderen Mooskissen zusammengewachsen war, zu einer einzigen, mächtigen, zusammenhängenden, silbrig schimmernden, dicken und unvergänglichen Moosdecke, denn das war ja das Ziel gewesen, vom ersten Anfang an hatte alles, von den Sporen jenes vertrockneten Moores im Jet-Stream über den befruchtenden Transport der männlichen Zellen im Wassertropfen bis hin zur Entstehung der einheitlichen Oberfläche der Moosdecke und ihres opalfahlen Mondlichtsilbers, hatte wirklich alles, jedes einzelne winzige Ereignis, Vorkommnis und Gelingen hierhergeführt, hatte das gewollt, genau das, dass diese acht Hinoki in einer solchen phantastischen silbrigen Moosdecke stehen sollten, dass dieser Zaubergarten in der Welt Wirklichkeit wurde, dass er beschrieben wurde und nach dem neunundneunzigsten Garten als hundertster in dem mit *Hundert schöne Gärten* betitelten illustrierten Buch einen Platz fand, und dass das im Enkel des Prinzen Genji eine ewige Sehnsucht weckte, auf dass er ihn unermüdlich suche, unermüdlich nach ihm forsche und ihn nach einem richtigen Hinweis dereinst wirklich finde, oder, nein, dass er ihn nie finde, und das alles in Tat und Wahrheit nur wegen eines einzigen Moments, wegen einer einzigen Minute, das Ganze nur darum, dass er eines Tages, heute, jetzt, am späten Vormittag, hier vorübergehe, noch schwindlig von der Schwäche, die über ihn gekommen war, nur darum, dass er, sich da und dort an der Umfassung abstützend, vorüberging, um ihn dieses Mal, oder auf ewig, zu verpassen, nur darum und um nichts anderes, von den ersten Sporen bis zu dem Augenblick, da sie von hoch oben hier zwischen die acht frisch spriessenden Hinokizypressen gefallen waren.

XLVI.

Der tote Hund unter dem Gingko sah aus, als hätte er sich nur zum Schlafen hingelegt. Zärtlich umfasste er den Stamm mit seinem totgeprügelten Körper, und seiner erkalteten Leiche entströmte eine so sanfte Ruhe, dass man hätte glauben können, er habe wenigstens erreicht, was er am schrecklichen Ende seines Lebens noch erreichen konnte: den endgültigen Frieden.

Nur seine vier erstarrten Läufe zeugten von anderem, die beiden Vorder- und die beiden Hinterläufe, wie er sie in der letzten schmerzhaften Minute ausgestreckt hatte, worauf sie in dieser Stellung geblieben und erstarrt waren, ausgestreckt, aber übers Kreuz, den linken Vorderlauf nach vorn, den rechten nach hinten, während bei den Hinterläufen der rechte nach vorn gestreckt war und der linke nach hinten, und alle vier Läufe waren vor Schmerz ein wenig angehoben.

Diese vier kleinen gestreckten Läufe verrieten, dass er nicht den endgültigen Frieden gefunden hatte, denn aus der furchtbaren Einsamkeit, aus der er gekommen war, gab es nur die Richtung in eine andere und nunmehr ewig schreckliche Einsamkeit.

Und er lief noch immer.

Zärtlich umfasste er mit seinem Todeskörper den Stamm des Ginkobaums, aber er lief immer noch.

Denn man sah den vier über Kreuz vor- und zurückgestreckten angehobenen Läufen eindeutig an, dass sie zwischen den beiden schrecklichen Einsamkeiten nicht aufhören mochten.

Sie liefen noch immer, rannten, galoppierten, denn man musste laufen, rennen, galoppieren, man musste laufen, laufen, immer weiter laufen, als könne das nie, wirklich niemals aufhören.

XLVII.

Sie fanden die alte Frau nicht, aber ehrlich gesagt hatte darauf auch nicht viel Aussicht bestanden, denn sie wagten kaum , sich aus der Nähe der Keihan-Station wegzubewegen, solche Angst hatten sie, dass sie bei einem erneuten Abstecher ins für sie völlig unübersehbar gewordene Labyrinth der hiesigen Strassen nie mehr zurückfinden, die Richtung verlieren würden, so wie das in den vergangenen Stunden schon einmal geschehen war, und deshalb riskierten sie diesmal lieber nichts, vielmehr taten sie so, als würden sie dahin und dorthin losziehen, machten ein paar vorsichtige Schritte bergauf, aber dabei blickten sie immer wieder zurück, um das Stationsgebäude ja nicht aus den Augen zu verlieren, und so erreichten sie nichts, fanden niemanden, schon gar nicht den Enkel des Prinzen Genji, den sie überdies schon wieder irgendwie vergessen hatten, kaum war eine halbe Stunde vergangen, und schon wussten sie nicht mehr, wen sie da mit solchem Eifer suchten, deshalb sagte dann einer von ihnen, das reicht jetzt, gehen wir zurück, worauf die anderen zustimmend nickten, und nicht mit Nicken aufhören konnten, während sie sagten, richtig, ganz richtig, jawohl, völlig wahr, ganz recht, und sie gingen zurück, stiegen in den nächsten Zug, und während die Türen hinter ihnen zugingen, sackten sie schön der Reihe nach auf die Sitze des leeren Wagens und fühlten sich mit einem Mal wieder in Sicherheit, streckten die Beine aus, lockerten die Krawatten, machten den obersten Hemdknopf auf und rutschten dann etwas tiefer in ihre Sitze, und als der Zug sich beschleunigt und auf freier Strecke die sogenannte Reisegeschwindigkeit erreicht hatte, schliefen sie schon wie Murmeltiere, allesamt von Schlaf übermannt, die Krawatten verrutschten, die Hemden knitterten, die Beine kreuzten sich im Bedürfnis nach einer bequemen Position immer wieder aufs neue, und so vermochte zu dem Zeitpunkt, da der Zug in Shichjo einfuhr und zu bremsen begann, nichts mehr, keine Art von Lärm sie zu wecken, weder das Türenzischen noch der tödlich melodiose Tonfall des Lautsprecherfräuleins, obwohl sie unerbittlich war und im immer säuerlicheren Alkoholgestank, im allmählich alles erfüllenden Schnarchen auf ihre unnachahmlich geduldige, für Idioten bestimmte Art fortwährend leierte, mit dem gesamten Charme einer transzendentalen Verblödung fortwährend leierte, artikuliert und fröhlich, als wäre alles, aber besonders der heutige Tag so wunderschön und so überaus entzückend: *Shimaru dooro ni gochui kudasai*, und fast erstickend vor Freude: *Tsugi wa Shijo de gozaimasu* und dann noch einmal überströmend vor Feingefühl: *Mamonaku Shijo de gozaimasu*, dann wiederum:

Shimaru dooro ni gochui kudasai, und so weiter und so fort, ohne auf den Gestank und das Schnarchen zu achten, innig säuselnd und selbstgewiss: mit der unerschöpflichen Kraft der stumpfen Beharrlichkeit.

XLVIII.

Der Enkel des Prinzen Genji stand vor dem Eingang der Keihan-Station. Er blickte zum Berg zurück, aber irgendwie konnte er von hier aus nichts so recht sehen. Er blickte auf die Strasse, aus der er eben gekommen war: und die Strasse sah nicht mehr so aus wie die, auf der er eben gekommen war. Er stand unschlüssig vor dem Eingang der Station. Wahrscheinlich sollte er sich auf den Weg machen, bestimmt machten sie sich schon Sorgen um ihn.

Er ging in die Strasse von vorhin zurück und begann sie entlangzugehen.

Das war nicht die Strasse.

Er gelangte an ihr Ende, schaute an der Kreuzung in alle Strassen hinein, schüttelte ungläubig den Kopf.

Alles war anders: die Häuser, der Gehsteig, die Zäune, die Dächer.

Er machte sich in umgekehrter Richtung auf den Weg, den er vorhin genommen hatte. Da waren ganz andere Strassen, obwohl er sicher war, dass er sich nicht täuschte, dass er vorhin hier heruntergekommen war. Zuweilen blieb er zögernd stehen und studierte die winzigen Kreuzungen und Strassenmündungen, machte ein paar Schritte zurück, neigte den Kopf seitlich und versuchte die Häuser, die Zäune und die Dächer mit den gleichen Augen wie vorhin zu sehen: doch die Gegend war ganz anders.

Seine Schritte glitten leicht über das Pflaster. Er wartete darauf, dass der Weg anzusteigen begann, spürte aber nichts dergleichen.

Er war schon mindestens zehn Minuten unterwegs.

Er hätte schon dort sein müssen.

Die Strassen waren völlig anders, die Häuser fremd, andersartige Zäune, andere Dächer, wohin er auch blickte.

Er war sicher, dass er vorhin genau hier heruntergekommen war.

Er kam zu dem Punkt, an dem die Klostermauer und die Brücke hätten beginnen müssen.

Keine Mauer, keine Brücke. Kleine Häuschen, niedrige Zäune, flache Dächer.

Der Enkel des Prinzen Genji ging nicht weiter.

Er faltete sein weisses Seidentaschentuch, das er immer noch in der Hand hielt, faltete es zu einem Quadrat und steckte es in die verborgene Tasche seines Kimono.

Er betrachtete den Ort, an dem er vorhin gewesen sein musste.

Suchte die Umfassungsmauer, die Brücke, das Tor, das Kloster.

Er blickte aufmerksam hinauf.

Vielleicht deutete doch ein winziges Zeichen auf sein Vorhandensein hin.

Doch da war nichts.

XLIX.

Der Enkel des Prinzen Genji wartete an der Station auf den Keihan-Zug. Er war allein, ausser ihm sah man nur durch das Fenster seines kleinen Dienstraums den Bahnbeamten, der gerade über die elektronischen Anzeigetafel gebeugt etwas in seinem Dienstbuch notierte, etwas, das jetzt notiert werden musste, sonst war niemand da, nur er, in seiner Hand erneut das weisse Seidentaschentuch, das er wieder hervorgeholt hatte, um es sich vor den Mund zu halten, so stand er da, mit dem weissen Seidentuch vor dem Mund, und wartete auf den fahrplanmässigen Eintreffen des Keihan-Zugs, hinter seinem Rücken zwinkerten bloss die beiden nebeneinandergestellten Getränkeautomaten wie zwei halbschlaue, nichtsnutzige Geschwister, während auf dem einen rot heiss bedeutete und auf dem anderen blau kalt, eiskalt, bittesehr Grüntee und Schokolade, Algensuppe und Miso, Bier und Mengen von Energiegetränken, rot heiss, blau kalt, nur das stand auf dem Bahnsteig hinter dem Enkel des Prinzen Genji, nur die beiden verwaisten, wackligen, unglückseligen Getränkeautomaten an diesem von einem sonnigen, dann stürmisch gewordenen Vormittag in den Abend übergegangenen besonderen Tag, sonst nichts, kein einziger Fahrgast, nur er, im hellblauen Kimono, reglos, in gerader Haltung, das weisse Seidentaschentuch an den Mund gepresst.

L.

Der Keihan-Zug fuhr mit quietschenden Bremsen ein. Er hielt vor dem leeren Bahnsteig, die Türen öffneten sich, aber niemand stieg aus, niemand stieg ein, und so gingen die Türen bald wieder zischend zu, der Beamte blickte pflichtgemäss den Bahnsteig entlang, zuerst nach links, dann nach rechts, worauf er mit der Kelle winkte, den Knopf im Signalkasten drückte und sich zuletzt zeremoniell tief verneigte und in dieser Stellung blieb, reglos und diszipliniert, bis der Zug die Station verlassen hatte und nordwärts in Richtung Shichijo verschwunden war, um nach Kyoto zurückzukehren, in die wundersame Stadt, in der jetzt gerade irgendwo etwas ganz Schlimmes geschehen war.